Gemahlin weil. des Verfassers ... v. L. Wienerroither durch M. G. Endler

SOMMERSTUNDEN.

DIE PETERS INSEL.

ERSTER BAND.

ZÜRICH,
bei Orell, Geſsner, Füſsli und Compagnie.
1794.

Preußische

Wgde 646

Antwort

auf eine Warnung vor den Gefahren der Schriftstellerei.

Deine Stimme, meine Laura, weckte
Mich aus süssen Phantasien auf;
Deiner Warnung ernstes Tönen schreckte
Mich, im neuen, kühngewagten Lauf.
Sieh, ich wähnte sanft empor zu schweben,
Zu den Höhen wo Begeistrung wohnt,
Und mit schönem, ewig regen Leben
Opferdüfte der Geweihten lohnt;
Wähnte, mir der heil'gen Pierinnen
Hohe Gunst durch Lieder zu gewinnen,
Lieder, die bei sanfter Leyer Klang,
Ich der Unschuld und der Liebe sang;
Wähnte, dafs, was sich aus warmer Fülle
Meines Herzens in Gesang ergofs,

Auch so mild in andern Seelen quille,
Als es rein der meinigen entfloſs;
Hörte manches gute Herz mir danken,
Daſs ich Wahrheit unverfälscht gesagt,
Und des harten Vorurtheiles Schrancken,
Das dem Weibe Geistesflug versagt,
Zu zerstören kühn und frei gewagt;
Daſs ich zeigte, wie auf rauhen Wegen
Manche Blume zwischen Dornen blüht,
Wenn, mit Mutterliebe sie zu pflegen,
Hochgefühl uns rein im Busen glüht;
Daſs ich dieser Blümchen viel gefunden,
Oft in Thränenthaue sie gepflückt,
Sorgsam dann zum Strausse sie gewunden,
Der mit stillem Reiz die Fluren schmückt.
O! was hab' ich nicht geträumt, gewähnet,
Wie hat trunken sich mein Geist gesehnet,
Höher stets zu klimmen himmelan,
Auf der Wahrheit und der Liebe Bahn!

Ernster noch zu lauschen ihren Tönen,
Einzuhauchen meinem Saitenspiel
Jeden Zauber, der aus lichten, schönen
Zonen ächter Freude niederfiel — —
So berauscht von innerm Seelenfeuer,
Stimmt' ich schon mit neuer Kraft die Leyer,
Als mir plötzlich, bang und schreckenvoll,
Deiner Warnung ernster Ruf erscholl:
„Halt, o Freundinn, halt, und wirf die Leyer,
Wirf die Feder weit von dir zurück!
Säume nicht, ist heilig dir und theuer
Deines Herzens, deines Lebens Glück!
Blick' umher, sieh! Wohin trägt dich Arme,
Mit so raschem Fluge, deine warme,
Hochgespannte Phantasie?
Blick umher! Wie Dunstgestalten schwinden,
Wirst du bald den Zauber nicht mehr finden,
Den sie täuschend deinen Wünschen lieh!
Träumtest du von Dank, von Ehr' und Ruhme?

Sah'st du in Minervens Heiligthume,
Dich bekränzet mit Unsterblichkeit? —
O, so hat ein Schwindel dich ergriffen,
Eigenliebe dir ein Glas geschliffen,
Das dir sussen Wahn für Wahrheit beut;
Trau ihr nicht! ihr schmeichelhaftes Kosen,
Zeiget dir der Freude frische Rosen,
Wo des Unmuths scharfe Dornen droh'n;
Ach! für einen Blick voll Dank und Liebe
Werden hundert, abgewandt und trübe,
Dir versagen den gehoften Lohn.

Siehst du, wie im deutschen Musenhaine
Alles nur der Mode Weihrauch bringt,
Niemand mehr aus innerm Drange singt,
Und wie selten noch der sanfte, reine
Ton des Herzens, bis zum Herzen dringt?
Alles will im Kennerlicht sich zeigen,
Will zergliedern, richten, kritisch seyn;
Tausend unberufne Stimmen schrei'n,

Und die süsse Nachtigall muſs schweigen,
Oder birgt sich tiefer in dem Hain,
Wohin nicht der Ruf der Menge dringet,
Wo in Lindenschatten eingehüllt
Sie nur Auserwählten singet,
Die ihr Lied mit Zauberwehmuth füllt.
Willst denn DU auf schwachem Fittig wagen,
Was dem Starken selten nur gelang?
Wird sie dich zum steilen Ufer tragen,
Jene Fluth die Tausende verschlang?
Wird sie nicht im Strudel dich ergreifen,
Dich hinab zum grausen Abgrund schleifen
Nächtlicher Vergessenheit?
Glücklich noch, wird sanft hinab zu rollen
Dir vergönnt, und leert auf dich den vollen
Köcher gift'ger Pfeile nicht der Neid!
Und er wird ihn leeren! Sieh, es rauschen
Deines Friedens Störer viel herbei;
Und in manchem Hinterhalte lauschen

Mifsverständnifs, Hohn und Kritelei.
Wirst du dann gelassen alles tragen?
Lächeln nur, wenn dürre Weisen sagen:
„ Dafs in unsern aufgeklärten Tagen
„ Niemand eben Poesie noch liebt;
„ Kinderspiel sey all das Liederwesen,
„ Und man habe längst sich satt gelesen
„ An dem Tand von Hain und Blumenflur,
„ Lieb und Einfalt, Unschuld und Natur „? — —
Ach! die goldnen Zeiten sind verschwunden,
Da den Fesseln langer Barbarei
Auch Germanien endlich losgewunden
Selbst den Weg sich bahnte, grofs und frei,
Zum Besitz des Guten, Wahren, Schönen,
Und den edeln, seelenvollen Tönen
Neubelebter deutscher Harmonie
Willig ein entzücktes Ohr verlieh! — —
Höh're Künste werden nun getrieben,
Wo man Herz und Seele wohl entbehrt,

Und der Büchlein mancherlei geschrieben,
Ganz des Schwindels unsrer Tage werth.
Dem beliebten Modeton zu Ehren,
Müssen sie, fein leicht und luftig, lehren,
Zu beschwatzen Kunst und Politik;
Oder auch in weisen Dunst sich hüllen,
Und die armen Seelchen überfüllen
Mit verstümmelter Metaphysik.
Hat, zu Wunderthaten dieses Bundes,
Dämon Mode dich nicht eingeweiht,
O, so lafs die Töne deines Mundes
Nur verhallen in Verborgenheit!
Doch gesetzt, du könntest alles tragen,
Ja sogar entgeh'n der Kritelei,
Willst du dich im niedern Kampfe wagen
Mit der Busenschlange Schmeichelei?
Wehe dir, wenn sie dein Herz umwindet,
Wenn der süsse Weihrauch dich berauscht,
Deiner Seele reines Gold verschwindet,

Gegen Flitterkronen ausgetauscht!
O, der Schellenklang der Autorwürde
Scheucht die besten Freuden von dir ab,
Und es wird dir bald zur schweren Bürde
Jedes Lorbeersträufschen das sie gab.
Jener süssen Einfalt Huldgekose,
Biedrer Seelen reiner Kindersinn,
Veilchen gleich, verborgen unterm Moose,
Wagt sich nicht zu deinen Höhen hin.
Doch dafür wird mancher flügellahme
Genius, zu deinem Lobe glühn,
Und dem Kreise der gelehrten Dame
Jede Grazie, jeder Scherz entflieh'n.
Selbst die Edeln die in heil'gen Stunden
Süsser Sympathie dein Herz gefunden,
Ach, sie schütteln über dich das Haupt!
Sie vergessen, dafs in Frühlingshainen,
Philomele selbst Gefühle singt,
Und es wird Entweihung ihnen scheinen

Was in deinem Liede laut erklingt. —
Wehe dir, wenn falschen Ruhmes Schimmer
Dich umflattert und vielleicht auf immer
Ihrer Liebe Vollgenufs dir raubt „!

— — — — — — — —

O genug, — o ruf der Nachtgestalten
Mehr nicht auf, zu lähmen meinen Flug!
Schweige nur; ich fühle schon erkalten
Jene Glut, die himmelan mich trug.
Sieh, die Leyer liegt zu meinen Füssen,
Schlaff die Saiten, und verstummt ihr Klang! —
Doch, was wird mein Leben nun versüssen,
Unerquickt durch lieblichen Gesang?
Soll in Grabesstille sich verschliessen
Dieses unruhvolle heisse Herz,
Nicht in Harmonien mehr ergiessen,
Seiner Träume Seligkeit und Schmerz? —
Schweigend sank ich nun in tiefe Trauer,
Als ein leiser, nie gefühlter Schauer

Plötzlich mir durch jede Nerve bebt,
Und ein Götterwesen mich umschwebt! —
Lieblich glänzend, wie bei seinem Scheiden
Phöbus noch im reinen Purpur strahlt,
Und der Wolken Säume golden malt;
Schön das Auge, wo der Liebe Leiden
Sich verklärt in holde Majestät;
Schön das Haar im lichten braunen Glanze,
Wo verwebt im wunderbaren Kranze
Bei der Rose die Zypresse weht.
Und die Göttin trocknet' mit dem Schleier
Mir die Wange; die gesunkne Leyer
Hob sie lächelnd auf, und sie erklang!
Ach, ein Ton, den keine Zauberkehle —
Selbst die deine, Todi-Philomele! —
Dem entzückten Hörer jemals sang!
„Nimm sie, sprach das zarte Wunderwesen,
Eingeweiht aus meinen Händen hin,
Dass du mögest jeder Furcht genesen,

Die mit Nacht umhüllte deinen Sinn.
Nein, der ächten Freude Götterspuren
Sind noch dieser Erde nicht entfloh'n;
Hat sie nicht im Schatten stiller Fluren,
Sich erbauet ihren Blumenthron?
Hiefs sie nicht, auf duftendem Gefieder
Lieblich dämmernder Melancholie,
Mich, die Muse sanfter Lieder,
Hold umschweben deine Phantasie?
Unentweiht und ewig unverloren
Bleibt ihr jede Unschuldsharmonie;
Nicht die Rose nur ergötzet Floren,
Veilchen auch liebt und bemerket sie.
Lafs denn frei dein Saitenspiel ertönen,
Von des Spottes Mifslaut ungestört! —
Ach vielleicht von irgend einer schönen,
Reinen Seele freundlich angehört! —
Denn ich selbst, ich stimmte deiner Saiten
Schwachen Laut zu heiligem Gefühl;

Leise flüsternd mög' er nur entgleiten,
Unbemerkt im lauten Weltgewühl.
Glücklich, bleibt dein Name dort verborgen,
Wo der Schimmer eitler Ehre thront,
Wenn dafür an manchen schönen Morgen
Dich ein Lächeln der Natur belohnt!„

An meinen Genius.

Wenn der Erde Banden losgewunden,
Sich der Geist auf raschem Flügel hebt;
Wenn die Morgenröthe schöner Stunden
Meiner Leiden Dämmerung entschwebt;
Wenn der Zweifel Nebeltrübe schwindet,
Jeder Strahl der Wahrheit mir erwacht,
Und mein Herz sich endlich wieder findet,
Lang verirrt in grauenvolle Nacht:

Wenn nicht mehr zu bittern Thränenklagen
Mich der Menschheit Sklavenelend weckt;
Wenn des Lebens namenlose Plagen
Stiller Duldung frommer Schleier deckt;
Wenn durch alle lebenden Naturen
Nur der Freude lauter Ruf erklingt,
Unschuld mir auf bunten Frühlingsfluren
Ihre schönsten Lilienkränze bringt:

Wenn ich fühle, daſs die Segensquelle
Alles Guten nieversiegend quillt;
Wenn aus ihrer reinen Silberwelle
Sich der heisse Durst der Seele stillt — —
O dann schmieg' ich liebend mich an's Leben,
Fliege hin im leichten Zephyrtanz;
Wähne schon verklärt emporzuschweben,
Glühend wie der Berge Purpurkranz!

Wem verdank' ich dieses rege Wallen
Neuer Kräfte, neuer Lebenslust?
Welcher von den Unsichtbaren allen
Wählt zum Heiligthume diese Brust?
Denn es hat des Schicksals hoher Wille
Gütig uns Begleiter zugesellt;
Doch verborgen in der Nebelhülle
Bleibt der Urglanz jener Geisterwelt.

Eingewiegt in dumpfen Erdenträumen
Ahnden sie die groben Sinne nicht;
Hören's nicht, wenn unter Lebensbäumen
Lispelnd noch die heil'ge Stimme spricht.
Wohl denn mir, dafs alle Zweifel schwanden,
Dafs mein Herz in süsser Regung spürt,
Wie mit zarten, mütterlichen Banden
Mich der Schutzgeist meines Lebens führt.

Sind es, Ruhe, deine Schmeichellüfte,
Die für jede Sorge, jede Pein,
Süfsbetäubend wie des Mohnes Düfte,
Des Vergessens Schlummerkörner streu'n?
Soll ich deinen Lethebecher trinken,
Hingegeben dir, mit jedem Sinn?
Nein! ich seh' des Sturmes Fahne winken,
Und ich mufs zu neuen Kampfen hin.

Deckst du mich mit deinem Schreckensschilde?
Führst du mich auf lichter Wahrheit Spur,
Ernste Göttinn? — Ach! im Dämmerbilde
Seh' ich dich auf Wolkenhöhen nur.
Zur erhab'nen Felsentempel - Schwelle
Klimm' ich wohl den steilen Pfad hinan;
Doch, es reissen wieder Wind' und Welle
Mich zurück auf glatter Schwindelbahn.

Eine nur, der Himmlischen nur Eine,
Ward mir auserkoren vom Geschick,
Dafs in ihrem milden Strahlenscheine
Langsam reife meines Lebens Glück.
Soll ich deinen grossen Namen nennen,
Und den Schleier ziehen vom Altar,
Wo des Dankes Opfer dir entbrennen,
Schöner als der Vesta Feuer war?

Deinen Namen? — Nein! zu oft entweihet
Hört' ich ihn von Menschenlippen schon;
Hörte bald des frommen Wahnes Schreien,
Bald des kalten Spottes Lispelhohn.
Denn im lauten schwärmenden Gewühle,
Das den bunten Lebenssaal umrauscht,
Werden deine seligen Gefühle
Gegen leichtes Sinnenspiel vertauscht.

Und betrogen von dem Flatterkinde,
Dem sie frevelnd deinen Namen leih'n,
Malen sie als eine irre Blinde
Dich, beraubt von aller Wahrheit Schein;
Malen dich mit Köcher und mit Bogen,
Und mit Pfeilen, scharf in Gift getaucht;
Deiner Freuden Fittig leicht entflogen,
Deiner Flamme Lodern schnell verraucht.

Aber wen, o Himmlische! die Weihe
Deines Feuerodems angeweht;
Wer in deiner Auserwählten Reihe,
Und in deiner Sänger Kreise steht;
O! dem ward auch Blick und Ohr gegeben
Für die grosse Lebensharmonie,
Und die Kraft, sich himmelan zu heben
Mit dem Adlerschwung der Phantasie;

Dich zu schauen, dich in deiner Schöne
Strahlen sehen, ungetrübt und klar,
Wie den Edelsten der Tugendsöhne
Sie ein Stern in finstern Nächten war.
Ja, du bist es, der im Flügelkleide
Dieses Herz so laut entgegenschlug;
Die mich, fern von Spiel und Prunkgeschmeide,
Zu den Höhen schöner Freude trug. —

Zu den Höhen, wo der ächten Güte
Heil'ge Flammen am Altare weh'n;
Wo dem Geist, in ewig frischer Blüthe,
Delphos Haine weit geöffnet ſteh'n;
Wo, verklärt im hellen Wahrheitsſtrahle,
Er der Sinne Nebelwelt entfliegt,
Während daſs im niedern Erdenthale
Der Pygmäentand des Lebens kriecht.

Da hat mich mein Genius genähret
Mit dem Nektar der Begeisterung,
Mir der Hofnung Pilgerſtab gewähret,
Und die Wonne der Erinnerung;
Mir gewunden — daſs mir leicht verſchwinde
Jedes Bösen Spur — um Aug und Ohr,
Schöner als des Wahnes Taumelbinde,
Sanfter Schwärmereien Silberflor;

Mich geweiht zum grossen Prüfungsbunde,
Und geläutert in der Leiden Glut,
Zu besteh'n den Kampf der Schreckensstunde,
Und der wildempörten Stürme Wuth;
Nicht zu wanken, wenn aus dumpfer Ferne
Mir die Freude Schwanenlieder singt,
Und umwölkt, wie bleiche Nebelsterne,
Zitternd nur ihr mattes Schimmern blinkt.

Sollt' ich mich von dir verlassen wähnen?
Hohes Wesen! Dir nicht ganz vertrau'n?
Lernt' ich nicht in tausend Wunderscenen
Der Natur, dich allbelebend schau'n?
Warst du nicht auf blühendem Gefilde
Mir in jedem Abendlüftchen nah?
Näher noch, wenn ich, mit Engelmilde,
Dich im schönen Menschenauge sah?

Ausgegossen hast du dort die Fülle
Deines Reizes, deiner Allgewalt;
Lieblich schimmert, durch die zarte Hülle,
Leicht verschleiert deine Lichtgestalt.
Und ich werde noch mit matten Blicken
Dort dich suchen, wenn mein Auge bricht,
Und mir hohes ahnendes Entzücken
Deines Wiederfindens Glück verspricht.

An Herder.

Nach seiner Zurückkunft aus Italien.

O glücklich, wem in unbewölktem Glanze,
Italia! dein reiner Himmel lacht;
Wem, hoch und hehr, auf blauer Wellen Tanze,
Der Ocean erscheint in voller Pracht;
Wem, freudeduftend, in dem Blumenkranze,
Ein ew'ger Lenz die Flur zum Tempe macht;
Wer weit umher, auf sonnigem Gefilde,
Dich thronen sieht, Natur! im Jugendbilde;

Und dort, auf jenes Feuerberges Rücken,
Aus dessen Schoosse die Verheerung fliefst,
In Nacht gehüllt, mit grausendem Entzücken
Schaut, wie die Glut in Strömen sich ergiefst;
Und wähnt, dafs er mit neuerhellten Blicken
Die heil'ge Urschrift ew'ger Schöpfung liest;
Dann niedersteigt, in tiefen Erdeschlünden
Das Heiligthum der hohen Kunst zu finden.

Und glücklich, wer in ihrem Zauberkreise
Sich ganz umringt von ihren Wundern sieht;
Wen sie zum Liebling weiht; nach Götter Weise
Den Schleier sanft von seinen Augen zieht,
Dafs immer höher, heisser, ihr zum Preise,
Das Herz ihm schlägt, die ganze Seele glüht,
Und, staunend vor den Göttern und Heroen,
Der Zeiten denkt, die längst der Welt entflohen.

Wie sie ihn fest mit Riesenarm umschlinget,
Und in den Quell der ew'gen Jugend taucht,
Daſs neue Glut durch jede Ader dringet,
Die bald in reinen Opferdüften raucht;
Daſs er sich kuhn zur steilen Höhe schwinget,
Wo Schöpferkraft allmächtig ihn umhaucht,
Und wo sein Geist, in ewig regem Weben,
Gestalten sieht und ruft ins neue Leben.

Und dreimal glücklicher ist der Geweihte,
Wenn hoch in Himmelsklarheit, zart beschwingt,
Auch Liebe noch, dem Schwesterpaar zur Seite,
Sich in den Kranz von seinen Freuden schlingt,
Und so, mit sicher göttlichem Geleite,
Ihn auf den Pfad der höchsten Wonne bringt — —
Sie, die allein uns lehrt des ächten Schönen
Erhabnen Sinn, in reinen Silbertönen.

Wer giebt mir solche Töne, solche Weihe,
Dafs wonnerauschend meine Leyer bebt,
Und singen mag, wie in der sel'gen Reihe
Der Himmelstöchter der Beglückte lebt?
Wie, lieblicher als Frühlings-Aetherbläue,
Natur und Kunst vor seinen Blicken schwebt!
Wie Herz und Ohr, wie Sinn und Geist und Augen
Erkentnifs und Genufs mit vollen Zügen saugen!

Wohin hat sich mein trunkner Blick verloren?
Wer sandte mir den blendend schönen Traum?
Für jenes Götterdaseyn ungeboren
Umfafst mein Geist der Ahndung Fülle kaum,
Und sehnet sich, und hofft sich noch erkoren,
Zu haschen einst der goldnen Wolke Saum,
Und sich, wenn trübe Nebeldünste schwinden,
Im Rosenlicht der Wunderwelt zu finden.

Ach! jenen warmen Frülingsbildern gleichet
Die Winterscene dieses Lebens nicht!
Hier heult der Nord; in rauher Luft erbleichet
Der Kranz, den schüchtern sich die Muse flicht.
Schwer wallt das Blut; des Herzens Triebwerk schleichet;
Die Seele hemmt ein drückendes Gewicht;
Kein Zauberton, der ihre Saiten stimmet!
Kein Funke, der zur lichten Flamm' entglimmet! — —

Doch, welche süsse leise Stimm' erhebet
In meinem Innern sich und klagt mich an,
Und ruft mir zu: Dafs hier noch Freude lebet,
Dafs sie nur überfliegt mein rascher Wahn?
Der Nebel sinkt; mit sanftem Schimmer schwebet
Erinnerung auf meines Lebens Bahn,
Und zeiget mir die freundlichen Gestalten,
Die mir auf deutscher Flur entgegen wallten.

Hab' ich nicht hier der Kränze viel gewunden,
Der süssen Ruh und Freiheit mir bewufst?
Hat nicht der Zauber stiller Sommerstunden
Mein ganzes Herz erfüllt mit Götterlust?
Hab' ich nicht edle Menschlichkeit gefunden
Und hohes Glück an treuer Freunde Brust?
Und weckten nicht die schönsten Harmonien
Im Musenhain der Seele Sympathien?

O Freund! der oft, in Stunden ernster Feyer,
Den heissen Durst nach Wahrheit mir gestillt,
Und mir gezeigt, im zartgewebten Schleier
Der Grazien, der Weisheit hohes Bild —
Auch Du entlocktest diesen Ton der Leyer,
Die lange schon sich schweigend eingehüllt.
O mögt er Dir, wie Lenzgeflüster, klingen,
Und [einen sanften Strahl der Freude bringen!

Daſs dieser Strahl mir auch in Nächten bliebe,
Ward mir der lichte Genius gesandt,
Durch den mein Geist, beseelt vom regen Triebe
Der Dankbarkeit, den hohen Spruch verstand:
„Wo Wahrheit lebt und edle zarte Liebe
„Da blühet auch der Freuden Vaterland;
„Und dem wird nie ihr heil'ger Kranz verblühen,
„In dessen Brust die reinen Flammen glühen„!

Die Gaben der Grazien.

An Aglaé *).

Als noch der neuen Erde Jugendreiz
Die Himmlischen, sie zu bewohnen, lockte,
Und ihnen oft ihr anerschaffnes Bild
Im Menschen unentweiht entgegen strahlte;
Da schwebten sie, verhüllt in Aetherglanz,
Hernieder vom Olymp, und weihten sich
Zum Heiligthum die Fluren und die Haine.
Da murmelten die Bäche lieblicher,

---

*) Die Verfasserinn erhielt von einem ihr von Person unbekannten Frauenzimmer — der JÜNGSTEN von DREI liebenswürdigen SCHWESTERN — eine selbst verfertigte Brieftasche, worauf so kunstreich als geschmackvoll die ERFINDUNGEN der DICHT- und MAHLERKUNST abgebildet sind. Gegenwärtiges Gedicht bezieht sich auf dieses Geschenk.

Wenn der Najade schilfumwundner Urne
Ihr reiner Silberstrom entquollen war.
Es weh'ten heil'ge Schauer durch den Hain,
Wenn um der Eiche Stamm, bei Mondenlicht,
Ein Nymphenchor in leichten Tänzen schwebte,
Und frischer prangte Florens Tulpenbeet,
Vom Hauch der Göttinn glühender gefärbt.
Doch, nicht der todten Schöpfung Reize nur,
Mit Götterleben zu erhöhen, blieb —
Das einzige Bemüh'n der Gütigen.
Im Innersten der heilig regen Kräfte
Geheimnifsvoller Menschenbildung, wo
Der groben Hülle Fessel sich entwindend
Der Geist zum Herrscher wird der Sinnenwelt;
Wo tausend Faden der Empfindung sich
So zart, und doch so fest, um Haft und Liebe,
Um Furcht und Hoffnung schlingen — da berührt,
Mit liebender Gewalt, der leiseste
Der Göttertöne schon die Seele, weckt

Der Schönheit dämmernde Gestalten
Aus dumpfem Schlummer auf. Das Meisterwerk
Der Götter ward durch Sittlichkeit vollendet.
Minerva führte selbst mit Freundeshand
Den Jüngling auf der ächten Ehre Bahn;
Und zu der goldnen Leyer sang Apoll
Begeisterung der Tugend und der Liebe
In jede Brust. Ein heilig SCHWESTERDREI
Ward auserwählt, die Götterspeise Freude
Mit Vorsicht zu bereiten, dafs sie nicht
In wilden Rausch der Sinnenlust entarte.
Als Mädchen kamen sie die holden Drei,
Mit süssem Blick die Herzen zu gewinnen;
Der Mutter gleich an Schönheit, und dem Bruder,
Dem Herzbesieger, gleich an Lieblichkeit;
Doch sanft und sittig, minder schalkhaft lächelnd,
Und nicht wie er an schlauer Tücke reich.
Sie sollten warnend ihm zur Seite schweben,
Die Pfeile schöner, ächter Liebe nur

In seinem Köcher dulden, fesseln ihn
Den Flatternden, mit Banden edler Treue.
Sie schlangen um des Mädchens Schwanenbrust
Den holden Schleier der Bescheidenheit,
Erhöhend noch den Reiz den er verhüllt.
Sie hauchten Philomelens Schülerinnen
Den Nachhall süsser Harmonien ein;
Sie lehrten, wie der Nadel feine Kunst
Mit leicht verschlungnen Fäden, dauernder
Die schnell verblühte Rose prangen läßt.
Sie leiteten des Griechenmädchens Hand,
Und reichten ihr mit leisem Wink die Kohle,
Daß sie der nahen Trennung bange Qual
Mit schöner Täuschung zu versüssen lernte,
Und sanft erhellt von Amors Fackelschein
Den Schatten des Geliebten zeichnete.
Wenn Lesbos Sängerin, des Gottes voll
Der marternd sie begeistte, Wonnetöne
Dem Saitenspiel entlockte, jeden Zauber

Der Harmonie in kühne Fesseln zwang,
Bald Thränen rief, und bald ein glühendes
Entzücken in des Hörers Seele goß —
Wer milderte das ungestüme Toben
In ihrer Brust? War's nicht das heil'ge Weh'n
Der Grazien, das selbst die wilde Flamme
Der Leidenschaft verschmolz zur edlen Glut? —
So gaben sie dem Daseyn neuen Werth
Erhöht durch Lieb' und Freude; bahnten selbst
Den Musen einen Weg, und jede Kunst
Ward unter ihrem Schutz des Lebens Zier.
Wo sind die goldnen Tage hingeflohen?
Wo weh't Begeisterung im jungen Hain?
Wo lispeln noch die freundlichen Genien
Der ewigen Natur uns Fried' und Hoffnung zu?
Ach! wandten sie von der veralteten
Einst so geliebten Erde sich, und gaben
Der Anarchie verwilderter Begierden
Die Hefen dieser Zeit zum Raube hin?

Wie? oder kämpfen sie den blutigen
Vollendungskampf, der Menschheit zu erstatten,
Was ihr Jahrhunderte geraubet? riefen sie
Aus ihrer längst verfallnen Tempel Schutt
Der Wahrheit Lichtgestalt, ein neues Reich,
Verschönert, sich auf Trümmer zu erbauen?
Sie riefen; doch in wilder Gährung brauſste
Der Leidenschaften Schwarm; die Wahrheit floh,
Verbarg ihr schönes Haupt tief in der Wolke,
Und ängstlich schwankt des Schicksals Wage noch.
Dort wüthet in den eignen Eingeweiden
Des Vaterlandes ein bethörtes Volk,
Verkennt der ächten Freiheit Götterbild,
Und opfert ihr mit wildem Fanatismus
Der Menschheit Heiligstes. Germaniens
Furchtbare Heere standen rächend auf;
Und nun ist Mord die Losung; brüllend wälzt
Sich Tod aus tausend Feuerschlünden fort.
Die Liebe jammert und die Unschuld blutet.

Verloren hat das Leben seinen Werth!
Wie sollten dann noch Freudenkränze blüh'n?
Wie könnten da noch Götterstimmen tönen? —
Und selbst auf blühenden, beglückten Fluren, wo
Der Friede noch sein Segen träufendes
Gefieder schwingt, aus weiter Ferne her
Der Donner der Geschütze dumpf verhallt;
Wo nur des Mitleids und der Menschlichkeit
Geweihte Thräne jenen Opfern fließt —
Auch da zerfallen sie die edlen, schönen
So stark geschlungnen Bande, die ein Herz,
Ein Wesen an das andre, alle Wesen
Am Quell des Glücks, des Lebens, binden sollten! —
Auch da verschwinden uns die Götterspuren!
Natur ist stumm, und kalt des Menschen Herz!
Um Meinungen entzwei't, verfolgen sie
Mit leerem Schall von mißverstandnen Namen,
Und mit des Argwohns blindem Eifer sich;
Die Freude flieht von Wahn und Stolz verdrängt,

Flieht oder sinkt herab zur Ueppigkeit.
Geselligkeit trägt kalter Mode Ketten,
Und Liebe ward an Eigennutz verkauft.
Die Tugendkeime edler Güte, die
Der reine Strahl der Seelenwärme trieb,
Ertödtet nun mit seinem kalten Hauch
Ein Ungeheuer das für sich nur fühlt,
Mit holem, starren Aug' auf sich nur blickt,
Die Musen flieh'n mit schüchterner Geberde,
Vergessen und verschmäht; die Sängerin
Berührt die Leyer nur zu dumpfen Tönen;
Unfreundlich rauhe Lüfte hemmen oft
In ihrem Busen der Begeistrung Flug.
Doch wohl der Sängerin! es weht von fern'
Erquickend sie ein mildes Lüftchen an,
Ein Lebenshauch der Schönheit und der Güte!
Im Zauberspiegel heller Ahndung sieht
Ihr geistig Auge durch der Trennung Nebel
Ein SCHWESTERBILD an Reiz und edler Sitte

Dem ähnlich, das aus jener goldnen Zeit
Im Dichtungstraum ihr vorgeschwebt. Und wie
Die Himmlischen mit unsichtbaren Händen
Gewebt der Menschenfreude zarte Faden,
So ward auch mir von dieser Schwestern jüngsten,
Ein zierliches Gebilde schöner Kunst
Zum Unterpfand gewährt, dafs noch der Grazien
Beglücktes Reich in stiller Anmuth blüht;
Dafs Sympathie mit heilig süssen Banden
Verwandte Herzen wonnevoll umschlingt.
Dank sey der Lieblichen! und manche Blume
Der schönen ächten Freude blühe voll,
Und hauche süsse Düfte rund umher
Auf jeden Pfad, den, nach des Schicksals Willen,
Das edle SCHWESTERDREI betreten soll!

Bei einer Wasserfahrt.

Sieh! Wir gleiten sanft und leise
Auf der Welle her und hin,
Lieblich unsre Wasserreise,
Still und heiter unser Sinn.

Rings umher in Frühlingswonne
Sehen wir die Ufer blüh'n,
Und den letzten Strahl der Sonne
Auf der Hügel Spitze glüh'n;

Sehen kleine Wellen kräuselnd
Rund sich um das Schiffchen dreh'n,
Und durch grüne Binsen säuselnd
Fühlen wir der Lüfte Weh'n;

Sehen, wie der Mond im milden
Schimmer durch die Büsche blinkt
Und auf dämmernden Gefilden
Süsse Ruhe niedersinkt;

Wie sich alles hier vereinet
Einzukosen Herz und Sinn;
Wie Natur zu sagen scheinet:
Fühle, Mensch, wie gut ich bin!

In dem Auge Freudenthränen,
Himmelsfrieden in der Brust,
Blicken wir auf diese Scenen
Ungetrübter reiner Lust.

Ja, sie geben guten Seelen
Aechter Freuden Ueberfluss,
Wo sich Böse finster quälen
Darbend mitten im Genuss.

Fühlst du, Mädchen! diese Wahrheit,
Schlägt das Herz dir ahndungsvoll,
O, so freue dich der Klarheit
Deren Glanz dich leiten soll!

Freue dich der Fahrt durchs Leben,
Bange nicht sie zu besteh'n;
Von Gefahren rund umgeben
Wirst du wohl dein Schiffchen seh'n;

Doch von Jugendhauch gehoben,
Frisch umweht von Mayenluft,
Mit dem Schleier, zart gewoben
Aus der Unschuld Lilienduft,

Wirst du rasch vorüber fliegen
Wenn dir steile Klippen droh'n,
Deiner Wellen Kampf besiegen
Und den Stürmen bieten Hohn.

Forsche nur mit deinem reinen,
Hellen Sinn durch Berg und Thal,
Und es werden dir erscheinen
Freudenquellen überall;

Sammeln sich, den Strom zu schwellen,
Der dein Lebensschiffchen trägt,
Und es sanft, wie diese Wellen,
Bis zum Ufer fortbewegt.

Hüllt denn gleich in Nacht und Schauer
Sich das heitre Abendroth;
Drohen Trennung, Schmerz und Trauer
Unsern Freuden frühen Tod —

O! so zeigt im Rosenschimmer
Neuverjüngt Aurora sich,
Und es stirbt die Hoffnung nimmer,
Wenn auch schon ihr Glanz erblich.

Flüchtig sind des Lebens Tage,
Erdendaseyn ist ein Traum;
Fülle nicht mit banger Klage,
Dieser engen Spanne Raum!

Auf des Lebens kurzer Reise
Sey uns: Muth, das Losungswort
Muthig nur erreicht der Weise
Einen stürmischen Port.

Berglied.

Willst du der schweren
Irrdischen Fessel
Schon dich entwinden?
Willst du der Hülle
Freudig entflattern,
Schmetterling Seele?
Heben auf leichtem
Strebenden Flügel
Reinere Lüfte,
Himmlischer Aether,
Hoch dich empor?

Wähnst du geblieben
Tief in der Ferne
Unten im Thale
Die Sorgen alle,
Die Gaukelfreuden,
Die Flatterwünsche,
Die Traumgestalten
Von Wohl und Weh?
Wähnest zu athmen,
Näher der reinen
Quelle des Lebens,
Süsses Vergessen,
Grosses Erkennen,
Seeligen Frieden
Und Götterlust?
Näher der Sonne,
Siehest du leuchten
Heller der Wahrheit
Blendendes Licht? ? *

Wähne nur, wähne!
Ach! keine Spanne
Bist du dem armen
Leben der Erde,
Bist du der Menschheit
Wesen entrückt!
Siehe den Adler!
Sieh'! er entschwebet,
Mächtigen Fluges,
Den Felsenklüften
Hoch über mir,
Der Sonn' entgegen!
In ihrem reinen
Meere der Strahlen
Baden die Flügel,
Blicken die Augen,
Athmet die Brust!
Schwindel ergreift mich,
Und schon verschwunden

Sind mir die Bahnen,
Die hoch im Aether
Sein Flug verfolgt — —
Doch sieh', er sinket!
Er kehret wieder
Aus jenen lichten
Strahlengefilden;
Nieder zur Erde
Ruft ihn die Sorge
Für seine Lieben;
Rufet der Nahrung
Lautes Bedürfniſs;
Rufet die Erde
Den Ruf der Mutter,
Den Ruf der Amme,
Des Grabes Ruf.
Und du, des ewigen,
Göttlichen Feuers
Reinerer Funke!

Auch du, o Seele!
Kannst nicht zerbrechen
Irrdische Fesseln,
Kannst nicht entschweben
Der Sinnen Macht.
Bald sinkt die Sonne,
Bald hüllen Schauer,
Duftend und dämmernd,
Den Reiz des Tages
In dunkles Grau.
Dann winkt dir wieder
Die Hütt' im Thale,
Und Schlafesohnmacht
Lähmt deinen Flug.
Träume denn, wähne,
Flattre nur, strebe!
Siehe dein Flattern,
Träumen und Streben,
Ist deiner Kräfte

Schönstes Geniessen,
Deiner Bestimmung
Heiligstes Pfand.
Schaue mit hellen,
Forschenden Blicken
Auf diese Fülle
Reizender Schönheit,
Auf diese lieblichen
Lebensgestalten,
Rings um dich her.
Alles geordnet,
Alles geschmückt;
Jugend und Fülle,
Nutzen und Freude,
Mittel und Zweck!
O! wie so reizend
Der schönen Erde
Grünes Gewand!
Wie majestätisch

Der blauen Fluthen
Wallendes Reich!
Und alle Blumen,
Und alle Stauden,
Und alle Tropfen,
Und alle Moose,
Welten der Wesen!
Wimmelnd und webend,
Wunderbar herrlich,
Im Kleinen auch!
Wie voll entströmend
Der Quell des Lebens!
Wie reich der Segen
In deinen Händen,
Mutter Natur!
Seele, du staunest;
Fühlest die Liebe;
Trinkest in reinen,
Labenden Zügen

Wonne des Anschau'ns,
Lebensgenuſs!
Und doch entflattern
Willst du der Wohnung
Sterblicher Wesen?
Und doch nicht binden
Kann dich der Erde
Hoffnung und Freude,
Wunsch und Genuſs?
O, welche Fülle
Des unerforschten
Gränzlosen Lebens,
Und der vollkommnen
Ewigen Schönheit —
O, welche Ströme
Reinerer Wonne,
Hält noch verborgen,
In unbekannten
Seeligen Sphären,

Die allumfassende
Liebende Hand!
Wenn sie den Funken
Der in uns lebt,
So ungenügsam,
Rastlos und feurig
Mit Sehnsuchtstrieben,
Mit heissem Durste
Nach einem freiern,
Schöneren Daseyn
Beflügelt hat!!

An meine Tochter.

Als ich sie, da sie vier Wochen alt war, zum erstenmal in den Garten trug.

Du holde Frühlingsblüthe
Die eines Gottes Hand
Mit wunderbarer Güte,
Fest an das Herz mir band.

Sieh hin, du zartes Wesen!
In welcher schönen Welt,
Zur Wohnung dir erlesen,
Der Mutterarm dich hält.

Blik, auf mit deinen blauen,
Unschuld'gen Aeugelein!
Lern' in die Sonne schauen,
Und froh des Lebens seyn.

O sieh! wie dort am Himmel
Die Silberschäfchen steh'n;
Wie hier, im Lustgewimmel,
Sich tausend Müken dreh'n.

Sieh, wie das weisse Täubchen
Die gold'nen Körner pickt,
Und seinem treuen Weibchen
Den Gruſs der Liebe nickt.

Das Knöspchen dort am Baume,
Eilt, hoffnungsvoll wie du,
Dem flücht'gen Blüthentraume
Der Erdenfreude zu.

In deinen Löckchen spielet
Zum erstenmale hier
Des Westes Hauch, und kühlet
Die kleine Wange dir.

Ich will dir Sträuschen binden
Von Veilchen und Jasmin,
Will deine Schläf' umwinden
Mit jungem Mayengrün;

Will dich zum Liebling weihen
Der segnenden Natur;
Sollst blühen und gedeihen
In ihrem Schooße nur!

So zart, so klein und niedlich
Wie hier mein Arm dich trägt,
Ist noch dein Blick so friedlich,
Dein Innres unbewegt.

Doch wenn in deinem Lenze
Dein Busen höher bebt,
Wenn durch die Reihentänze
Dein leichter Fußtritt schwebt;

Dann wird der goldne Schimmer,
Der nur das schöne Land
Der Kindheit schmückt, auf immer
Von Sorgen weggebannt.

Da lernst du zittern, hoffen
Bestürmt von Lust und Schmerz;
Und jedem Eindruck offen
Erkrankt dein armes Herz.

Und weh! mit lauten Schlägen,
Dem Mutterherzen gleich,
Wird's in der Brust sich regen
So voll, so warm und weich.

Natur! im Weihekusse
Sey sanft dein Hauch und kühl!
Gieb Ruh ihr im Genusse,
Und weniger Gefühl!

Wohl wird des Frohsinns Wonne
Dir jede Last erhöhn;
Der Jugend Frühlingssonne
Bestrahlet alles schön.

Doch trübt an deinem Himmel
Sich schnell des Glückes Schein,
Bald wird im Weltgetümmel
Kein Freund dir Freund seyn!

Bald willst du Rosen pflücken,
Und Dornen reissen dich;
Willst dich mit Blümchen schmücken,
Und fühlst den Wespenstich.

Mit Trug und List umwinden
Wird dich die Heuchelei;
Wirst kaum auf Erden finden
Ein Herz, voll Lieb' und Treu.

Doch, wird es dir beschieden,
O Liebchen, wohl dir dann!
So walle nur in Frieden
Geruhig himmelan!

So wähle Dir zum Bilde
Des frommen Täubchens Sinn,
Und blühe sanft und milde
Wie Frühlingsveilchen hin!

Des Lebens stiller Schatten
Sey dir ein Heiligthum,
Und eines treuen Gatten
Herz dein Elysium!

— 60 —

Gesungen

bei der Einweihung eines Gartenhauses, das zur Aufschrift hat: *Serenity.*

Dir, von Götterhand erkorne
Freundin guter Menschlichkeit,
Dir, der Freude jüngstgeborne
Sanfte Schwester, Heiterkeit!

Dir, die gern im Abendglanze
Tröstend uns zur Seite weilt,
Wenn mit ihrem Strahlenkranze
Jene flüchtig uns enteilt:

Dir ertönen unsre Lieder
Heiterkeit, o Lebensglück!
Schwebe, schwebe sanft hernieder,
Und umstrahle Herz und Blick!

Sieh, die kleine Hütte weihen
Wir zu deinem Tempel ein,
Daß du mögest ihr verleihen
Deines Zauberlichtes Schein.

Frischer wehen hier die Lüfte,
Schweigend feiert die Natur;
Balsamreiche Opferdüfte
Haucht die nahe Blumenflur.

Und es ward nach deinem Bilde,
Das dort oben freundlich blickt,
Gleich dem Himmel, blau und milde
Unsers Hauses Wand geschmückt.

Sieh! wie schön're Himmelsbläue
Sich in Freundes Augen mahlt;
Und ein Schimmer edler Treue
Von entwölkter Stirne strahlt.

Heller steht es da geschrieben
Als mit Gold an uns'rer Thür:
„Wo sich gute Menschen lieben,
Wohnt die Freude für und für.“

Laſs denn ächter Liebe Segen
Jeden Morgen sich erneu'n,
Und auf unsers Lebens Wegen
Paradieses-Blumen streu'n.

Schwarzer Ränke Truggewebe,
Schlangenzischen störe nie
Unsern Frieden; mit uns lebe
Unschuld hier und Sympathie.

Werde nie von frechen Scherzen,
Nie vom Modeton entweih't;
Nur für reine, sanfte Herzen
Blühe, liebe Einsamkeit!

Schon für Duft und Reiz verloren,
Senkt sich mancher Blume Haupt;
Knospen die der Lenz geboren,
Sieht der Sommer schon entlaubt.

Lebensfreuden, gleich der Blüthe,
Sind vergänglich nur und zart;
Glücklich wem des Himmels Güte
Unversehrt den Keim bewahrt.

Spüte Rosen noch zu pflücken,
Und des Lebens Winterzeit
Mit dem Epheukranze schmücken,
Ist dein Werk, o Heiterkeit!

Und wenn einst im Nebelschleier
Sich dein Zauberglanz verhüllt,
Gieb, dafs auch zur Leidensfeier
Muth aus deinem Becher quillt.

Müssen Thränen wir vergiessen,
Trift auch hier uns Menschenloos,
Lafs sie müd und kindlich fliessen,
O Natur, in deinen Schoos.

Unserm Geist und Herzen quille
Licht und Liebe, Kraft und Ruh,
Aus der reinen Lebensfülle
Hoher Erdenschönheit zu.

Doch in edler That ergiesse —
Nicht in Worten schön und leer —
Sich Empfindung; ihr entfliesse
Hülf, und Segen rund umher.

Tief beseelt vom grossen Triebe
Gut wie die Natur zu seyn,
Wollen wir der reinsten Liebe
Unsre besten Kräfte weih'n.

Müssen wir von dannen ziehen,
Hin ins bunte Stadtgewühl,
Soll uns segnend noch durchglühen
Dieser Heiterkeit Gefühl.

Der Erinn'rung Wonn' umschwebe
Uns an jedem fernen Ort,
Und in süssen Träumen lebe
Unser Geist hier lange fort.

Abendlied einer Kranken.

In dem falben Abendglanze
Strömt das Licht auf Flur und Wald,
Und im hohen Sternenkranze
Funkelt nun der Himmel bald;
Tiefe Dämmrung sinkt herab,
Still und schau'rig, wie mein Grab.

Deine Bilder, Tod! umschweben
Mich mit freundlich trübem Schein,
Mildern bis zum leisen Beben
Jede Zuckung meiner Pein;
Ahnden mir den Vorschmack zu,
Ewiger Erholungsruh.

Kommt der Abend meiner Tage
Still und dämmernd, wie die Flur:
O! dann störe keine Klage
Diesen Frieden der Natur!
Leise nur, o Trennungschmerz,
Rühre meiner Lieben Herz!

Wenn ihr unter meinen Bäumen
Einst an gleicher Stunde geht,
Von den bittersüssen Träumen
Der Erinn'rung angeweht,
O, gedenket dann noch mein!
Nahe wird mein Geist euch seyn.

Dafs ich ausgelitten habe
Müfst ihr euch, Geliebte! freu'n;
Blumen sollt' ihr meinem Grabe,
Blumen mehr als Thränen weih'n:
Denn ich welkte ja nur hin,
Um verschönert aufzublüh'n.

Gern will ich dem Tode lächeln,
Bleibt mir treu der Liebe Hand;
Sie wird mir noch Kühlung fächeln,
Führen mich ins beſs're Land.
Wenn auch alles mich verläßt,
Hält mich Lieb' und Hoffnung feſt.

Was ich hier oft Leiden nannte
Stört dann meinen Frieden nicht;
Wer hier dieses Herz verkannte
Sieht es dort im heller'n Licht;
Wird sich seiner Treue freu'n,
Seine Schwächen gern verzeih'n.

Und der Geist, den oft die Bande
Dieses Lebens schwer gedrückt,
Fühlt im leichteren Gewande
Sich befreiet und beglückt;
Siehet jeden Wunsch gewährt,
Den er weinend einst begehrt.

Schwebe denn auf mich hernieder,
Ahndung der gehofften Ruh!
Schliefs' die müden Augenlieder
Und des Herzens Wunden zu!
Komm, o Schlaf! des Todes Bild,
Wie dein Bruder, sanft und mild.

An die Erde.

Die Mutter Erde trinket
Gern meine Thränen ein;
An ihrem Busen sinket
Mein Herz mit seiner Pein.

An ihrem Busen kühlet
Sich seiner Leiden Glut;
An ihrem Busen fühlet
Sich's bald so frei und gut.

Wohl ist nicht diese Stätte,
Wie Freundschaft, weich und warm!
Wohl lieber, lieber hätte
Ich Trost an Freundesarm!

Sie fühlt zwar nicht die Schmerzen,
Womit ich zu ihr flieh —
Doch, sind nicht Menschenherzen
Oft härter noch als sie?

Will sie doch Zuflucht geben
Und Schutz mir in der Noth,
Vor allem, was im Leben
Mich quälet und bedroht.

Zu ihrem stillen Reiche
Drängt keine Bosheit sich,
Sie wird vor jedem Streiche
Des Neides sichern mich.

Sie wird so leicht und lose
Dich drücken, armes Herz!
Wenn unter dürrem Moose
Verdunstet jeder Schmerz.

Sie bettet dich im kühlen,
Verborg'nen Todessaal;
Da wird dich nicht durchwühlen
Der heissen Sehnsucht Qual.

Da wirst du nicht mehr schlagen
So zärtlich und so bang;
Verweht sind meine Klagen,
Verstummt ist mein Gesang.

Dann ist auch schon genesen,
Und fesselfrei entschwebt,
Das wunderbare Wesen
Das in mir fühlt und lebt.

Drum, liebe Mutter! fliessen
Dir Thränen viel herab,
Bis du mich sanft wirst schliessen
Ins ruhevolle Grab.

An einem späten Herbsttage.

Welcher neue Lebensklang
Wecket Lieb, und Lustgesang?
Kehrst du mir zurück im Fluge,
Meiner Freuden Genius?
Schlürf' ich noch mit heissem Zuge
Deiner Gaben Vollgenufs?

Alles, alles lachet hier
Paradiesisch heute mir!
Aus der trüben Nebelhülle,
Bricht der helle Strahlenschein,
Und es soll der Schönheit Fülle
Mich zur Abschiedsfeier weih'n.

Schlummern sah ich dich, Natur,
Schlummern auf der öden Flur!
Schon besangen Trauerlieder
Dein Erbleichen, deinen Tod;
Heut, o Wunder! seh' ich wieder
Röschen blühen frisch und roth:

Athme noch mit voller Brust
Lenzgefühl und Sommerlust;
Neugeschenktes frisches Leben
Hebet jeden Sinn empor,
Und, wie seel'ge Geister, schweben
Mir entflohne Freuden vor.

Alles tanzt im Abendlicht
Magisch um mein Angesicht:
Leidensbilder nur umhüllet
Dämmernde Vergangenheit;
Nur für Seelenwunden quillet
Balsam der Vergessenheit.

Jugendträume — ach! entflieh'n;
Jugendfreuden — ach! verblüh'n;
Phantasien, Truggestalten,
Die sich flatternd um uns dreh'n,
Mögen immerhin erkalten,
Mögen immerhin verweh'n!

Aber nicht in Nerv' und Blut
Flammt die heil'ge Lebensglut!
Jener Tropfen aus dem Meere
Alles Lichtes, aller Kraft,
Das, durch alle Weltenheere
Strömend, Geisterleben schaft —

Diese Glut erlöschet nicht
Wie der Sonne Purpurlicht!
Sie besiegt die Erdenlüfte
Und der Modelehren Eis,
Dürrer Selbstsucht Modergrüfte
Ueberwallt sie hoch und heis.

Trostgefühl, ich halte dich!
Himmelsahndung weihe mich!
Wenn der Liebe Rosen bleichen,
Wenn der Freundschaft Felsen wankt,
Und auf seiner Wünsche Leichen
Mein verlaſsnes Herz erkrankt —

Gieb mir dann, o Lebensglut,
Neue Liebe, neuen Muth!
Läutre mich in Feuerwellen!
Sprenge deinen Kerker auf,
Und vollend' in sonnenhellen
Aetherzonen deinen Lauf!

Tells Capelle

am Vierwaldstädter-See.

Am hohen Seegestade
Wo schäumend Wellen schlagen,
Gen Himmel Felsen ragen,
Gethürmt von Gottes Hand,
Wo einst Tyrannen bebten,
Als Tell und Stauffach lebten,
Und an der Edlen Seite
Des Rächers Engel stand;

Wo du, Natur! mit hoher
Und feierlicher Schöne,
Im Busen deiner Söhne
Den Flammentrieb geprägt,
Sich Freiheit zu erringen,
Sich Fesseln zu entschwingen,
Die feig auf Sklavennacken
Erschlaffte Wollust trägt;

Wo durch die schlanken Tannen
Der Wind melodisch sauset,
Der wilde Bergstrom brauset,
Des Hirten Lied erschallt;
Mit Purpur noch bekränzet,
Des Gletschers Gipfel glänzet,
Da schon herab zum Thale
Der Schattenschleier wallt:

Da steh' ich, ernst und schau'rig
Vom Traumgesicht umgeben;
Der Vorzeit Bilder schweben
Der Seele dämmernd vor.
Dort bluten Gräuelscenen,
Dort fliessen Unschuldsthränen;
Hier tritt zum Rächerbunde
Der Helden Schaar hervor.

Dort seh' ich — o Entsetzen!
Wie beben mir im Herzen
Der Mutterliebe Schmerzen,
Tief ahndend Tellens Noth!
Mein Sohn, mein Sohn! ich sollte,
Wenn solch ein Tiger wollte,
Den Arm zum Morde wafnen,
Selbst geben dir den Tod! —

Tell glüht von Zorn und Jammer;
Dem starken Arm entsinket
Der Bogen; Gefsler winket,
Und Tod gebeut sein Blick.
Der Vater sieht ihn drohen
Dem Knaben, blickt mit hohen
Gefühlen, auf zum Himmel:
Und Rache schwört sein Blick!

Von Schmerzen halb entseelet,
Sinkt bleich in Freundesarmen
Die Mutter, ohn' Erbarmen
Schäumt Geßler Wuth und Hohn.
Gespannt ist schon der Bogen —
Der Pfeil, der Pfeil entflogen!
Getroffen ist der Apfel!
Gerettet ist der Sohn!

Der laute Ruf der Freude
Steigt jauchzend auf zum Himmel;
Es reißt sich vom Getümmel
Betäubt der Vater los.
Wie kann er Freude fühlen?
In seinem Busen wühlen
Gerechter Rache Flammen,
Und Triebe wild und groß.

Sein Vaterland zu retten —
Er hat's, er hat's geschworen,
Der Zwingherr sey verloren,
Gestürzt Tyrannenmacht!
Ja, Schand' und Weh dem Feigen,
Der sklavisch sich zu beugen
Vermöchte, wenn ein Wüthrich
Der Menschheit Recht verlacht!

Es fasst ihn Gefslers Auge;
Er frägt in Schreckens-Eile:
„Was willst du mit dem Pfeile„?
Und winkt die Schaar heran.
„Dein Herz sollt' er durchbohren,
„Hätt' ich den Sohn verloren„!
So sprach der Held. — Sie führen
Gebunden ihn zum Kahn.

Der Zwingherr folgt ihm drohend;
Es glänzt in seinen Blicken,
Mit gräfslichem Entzücken,
Der sichern Rache Wuth. —
Doch, wohnet nicht dort oben,
Der Retter, der dem Toben
Der Bosheit, mit dem Winke
Der Allmacht, Einhalt thut?

Es wohnt der Retter oben!
Er winkt — und Stürme sausen;
Mit fürchterlichem Brausen
Fliegt Blitz und Tod umher.
Er winkt — und Wellen ragen
Hochthürmend auf, und schlagen
Hinweg vom sichern Ufer
Den Nachen hin und her.

Die steilen Klippen drohen;
Die lezte Hofnung weichet,
In Todesangst erbleichet
Der feigen Buben Schwarm.
Mit starkgeübten Händen
Mag Tell vielleicht noch wenden
Den Kahn zum sichern Ufer;
Entfesselt ist sein Arm.

Er kämpfet mit den Wogen;
Dann wirft er schnell den Nachen,
Beim lauten Donnerkrachen,
Zur Felsenkluft hinan.
Es ist, es ist gelungen!
Er hat sich fortgeschwungen,
Gerettet auf den Felsen;
Weit schwankt hinweg der Kahn.

Er knieet freudig nieder,
Und preis't den ew'gen Retter;
Es eilt durch Sturm und Wetter
Der Freunde Schaar ihm nach.
Sie schwören hier aufs neue
Den Bünd der Schweizertreue,
Im Blute der Tyrannen
Zu tilgen ihre Schmach.

Nun steht der Freiheit Tempel
Auf dieser heil'gen Stelle,
Wo feierlich die Welle
Den Felsenfufs benäfst.
Ich seh der Bürger Schaaren
Den wilden See befahren,
Mit Hochgesang zu feiern
Des grofsen Dankes Fest.

Es steht der Freiheit Tempel,
Mit Rosen nicht bekränzet,
Von Golde nicht umglänzet,
Auf anmuthsvollen Höh'n.
Ich sah ihn dämmernd stehen,
Wo Schreckenstürme wehen;
Wie seines Landes Tugend
In rauher Einfalt schön.

Es ward der Freiheit Tempel,
Im wildem Uebermuthe,
Mit frech vergofsnem Blute
Der Unschuld nicht befleckt.
Es ward kein Siegeszeichen
Auf Millionen Leichen,
Auf alles Glückes Trümmer,
Hier frevelnd aufgesteckt!

O Freiheit! grosser Name!
Hier darf ich noch dich nennen;
Hier darf die Wange brennen,
In ächter Freuden Glut!
Dich kannten arme Hirten;
Doch stolze Weise irrten
Weit von dir ab, und schänden
Dich mit des Lasters Wuth!

Wie hat die stille Gröſse
Der Vorwelt mich erschüttert,
Die Seele mir durchzittert
Mit schauerlicher Lust!
Anbetend sank ich nieder,
Hob neugestärkt mich wieder;
Und ew'ger Freiheit Ahndung
Durchglühte meine Brust!

Ihr Menschen, seht und fühlet!
Es schwindet falsche Gröfse;
Es wird des Lasters Blöfse
Die Nachwelt richtend sehn;
Wird laut und streng es rügen,
Wenn Erz und Marmor lügen.
Doch edler Thaten Denkmal
Wird felsenfest bestehn!

Die Peters-Insel.

Im Bieler-See. (1786.)

De toutes les habitations ou j'ai demeuré — et j'en ai eu de charmantes — aucune ne m'a rendu si veritablement heureux, et ne m'a laissé de si tendres regrets que l'Isle de St. Pierre au milieu dú Lac de Bienne.

Rousseau.

Wie zum hohen Wunderbilde,
Fern vom heimischen Gefilde,
Sehnsuchtsvolle Pilger zieh'n;
Dort, in Andacht hingesunken,
Seel'ger Ahndung wonnetrunken,
An den Stufen der Altäre knie'n:
Wie der Liebende den heil'gen Schatten
Der Geliebten, die das Grab umfieng,

Aengstlich sucht auf Blumenmatten,
Wo sie ihm zur Seite gieng;
Bald der kleinen Rieselquelle,
Die mit reiner Silberwelle
Gütig einst die Schmachtende getränkt,
Der Erinn'rung Zähre schenkt;
Bald am Baume, der sie kühl umschattet,
Wo sie jüngst von Mittagsglut ermattet
Ausgeruht, im stillen Schmerz gelehnt,
Ihren Odem noch zu fühlen wähnt:
So betret' ich diese Lustgefilde,
Wo mein guter Rousseau einst gelebt;
Wo sein krankes, wundes Herz der milde
Zauberfrieden der Natur umschwebt!
Habet Dank, ihr schönen Einsamkeiten,
Dafs auf seines Lebens Dunkelheiten,
Lange schon verhüllt in Leidensnacht,
Hier der Freude sanfter Strahl erwacht.
Silbersee, auf dessen Fluthten schwimmend

Er den süßen Seelenschlummer schlief,
Bis, im letzten Purpurstral verglimmend,
Ihn der Abend zum Gestade rief:
Sey gegrüßt, o See! im lichten Glanze
Deiner Schönheit, die mein Aug' entzückt!
Sey gegrüßt im hochgewund'nen Kranze
Blauer Berge, der dein Ufer schmückt!
Seyd gegrüßt, ihr lieben Schattenquellen!
Euch verzehre keine Sommerglut!
Mild erquick' der Abendthau die Stellen,
Wo gedankenvoll sein Haupt geruht!
Schon't, ihr Stürme, schonet jener Bäume,
Die in frohe Paradiesesträume
Freundlichlispelnd seinen Geist gewiegt!
Und ihr Guten, die mit reinem Triebe
Mitleidsvoller Menschenliebe
An sein Herz euch brüderlich geschmiegt,
Habet Dank! es trgt in euren Blicken
Noch ein Schimmer seiner Gegenwart,

Und mir sagt dies biedre Händedrücken,
Dafs ihr sein Gedächtnifs treu bewahrt.
Wie ist Alles heilig mir und theuer!
Es umschauert mich, wie Grabesfeier;
Es umsäuselt mich, wie Hymnenklang!
Eingeweiht ist diese Ruhestätte
Zu der Einfalt kindlichem Gebete,
Zu der Liebe sanftem Klaggesang.
Zwar, ein Heiliger, im Wunderglanze
Weit erhoben über Erdenlicht,
Und geschmücket mit dem Stralenkranze
Mächt'ger Thaten, war mein Rousseau nicht;
War nur Mensch, voll Irren, Schwäch' und Fehle,
Aber mir und jeder guten Seele,
Wenn sie denken, fühlen, lieben kann,
Mehr als Heiliger und Wundermann.
Sang er nicht in Himmelsharmonien
Von der Unschuld, von der Liebe Glück?
Tönten ihm die reinsten Sympathien

Aus der Seele Tiefen nicht zurück?
Hat sein Zauberpinsel jedes Schöne
Nicht im hellsten Sonnenglanz gezeigt?
Hat nicht die Gewalt der mächt'gen Töne
Manches kalte Felsenherz erweicht?
War er's nicht, der jedem Frevel wehrte?
Der die Mutterliebe Weisheit lehrte,
Und der Kindheit zarte Knospe schützt?
Wandeln wir in beſs'rer Gottesfeier
Unsern Weg nicht muthiger und freier,
Auf den Stab, den er uns gab, gestützt?
Ja, der Stral, der seinen Geist verklärte,
Hüllte sich in Vorurtheile nicht,
Und die Tugend, die sein Herz verehrte,
War kein wesenloses Traumgesicht;
War kein Afterbild, das kalte Weisen
Hier verläugnen, dort gebiet'risch preisen;
Das oft Stolz und Eigennutz ersann;
Das, verhüllt im Schleier finstrer Lehre,

Oder ausgeschmückt im Prunk der Ehre,
Keines Menschen Brust erwärmen kann.
Seine Tugend war der Geist der Liebe,
Eingewebt der Menschheit innerm Triebe,
Ewig schön und rein, wie die Natur;
Aus den buntverworrnen Modeschlingen
Wollt' er sie geläutert wiederbringen
Zu der Einfalt und der Wahrheit Spur.
Von der Liebe Rosenband umwunden
Hiefs er alle Menschen Brüder seyn;
Thätig, frei, zu gleichem Zweck verbunden,
Sich einander Wunsch und Kräfte weihn.
Von des Lasters grausenvollen Tiefen,
Wo der Bosheit Thränenopfer triefen,
Rifs er schaudernd seine Blicke los;
Himmelsblüthen sah er um sich schweben. —
Doch zu zart für rauhes Erdenleben,
Und für's schwache Menschenherz zu grofs,
Sah' er, ach! im schönen Traum sie blofs.

Heifser glüht es mir in Nerv' und Blute,
Höher flammt mir Herz und Angesicht,
Wenn er so, mit kindlichfreiem Muthe,
Zu dem Schöpfer seiner Seele spricht:
„ Vater alles Lebens, aller Liebe,
„ Quell der Schönheit und Vollkommenheit!
„ O! der erste, stärkste meiner Triebe
„ Ist der Glaube, den mein Herz dir weiht!
„ Seyst du gleich dem stolzverirrten Weisen
„ Nur ein Räthsel, dunkel, leer und kalt;
„ Dich in Einfalt denken, lieben, preisen
„ O das lehret die Natur uns bald.
„ Zwar, dich Unerforschter ganz zu kennen,
„ Mit dem wahren Namen dich zu nennen,
„ Auszufinden deiner Gröfse Maas;
„ Schauen in die Tiefen deiner Wahrheit,
„ Schweben in den Stralen deiner Klarheit,
„ Wie vermögte meine Seele das!
„ Diese Seele, die ein Lebensfunken

„ Aus dem Lichtmeer deines Wesens ist,
„ Doch, in Erdennebel oft versunken,
„ Ihres Urstoffs Herrlichkeit vergifst.
„ Strafen, heifst es, strafen und verlassen
„ Könnte dein gerechter Eifer mich?
„ Nein — ich kann das Schreckenswort nicht fassen,
„ Denn so müfste ja mein Herz dich hassen;
„ Seelig bin ich — denn ich liebe dich;
„ Seelig bin ich — selbst im Sturm der Leiden,
„ Den des Lebens Gauckelspiel erregt,
„ Wenn zu namenlosen, innern Freuden
„ Jeder Puls für Lieb' und Hofnung schlägt.
„ Lebt' ich einsam, auf verlafs'ner Küste,
„ In der öden, schauervollen Wüste;
„ Zeigte mir die zürnende Natur
„ Der Verheerung und des Todes Spur;
„ Säh' ich nie die Morgenröthe glänzen,
„ Nie den Hain in frischen Frühlingskränzen,
„ Hauchte keine Blüthe süfsen Duft;

„ Hört' ich nicht aus grenzenloser Ferne,
„ Wie das Heer der nie gezählten Sterne
„ Deinen groſsen Schöpfernamen ruft:
„ O, so würde doch mein Herz dich finden,
„ Würde zeugen laut und wahr von dir;
„ Des Gewissens Regungen empfinden,
„ Und verehren diesen Gott in mir.
„ Mögen Zweifler spotten, Eifrer drohen,
„ Und dich hüllen in verjährten Wahn —
„ Ihrer Lehre Schreckenbilder fliehen,
„ Da mich nun, auf selbsterforschter Bahn,
„ Treu die Hand der Lieb' und Einfalt leitet,
„ Und die Friedenshütte mir bereitet,
„ Wo der Wahrheit allverblendend Licht
„ Sich im Dämmrungsschein der Hofnung bricht;
„ Wo Natur mich mütterlich belehret,
„ Abzuschwören jeden eitlen Zwang;
„ Wo nicht mehr des Ruhmes Schellenklang,
„ Noch der Ehre Trugbild mich bethöret;

» Keiner Falschheit, keiner Tücke Gift
» Mir am innern Mark des Lebens zehret,
» Und nur schwach des Neides Pfeil mich trift;
» Wo ich, harrend jenem grofsen Rufe,
» Schon gebückt am morschen Stabe geh,
» Und des Erdelebens letzte Stufe,
» Ohne Furcht und Grauen, wanken seh. —
» Tod, Vernichtung, Auferstehung, Leben,
» Worte, deren Sinn mein Geist nicht fafst!
» Soll ich denn vor dunkeln Bildern beben,
» Stets am Rande der Verzweiflung schweben,
» Und verdoppeln meiner Leiden Last?
» Nein! — Ich traue dem, durch dessen Güte
» Manche zarte Knospe Früchte bringt,
» Dafs nicht meines Daseyns erste Blüte
» Schon zerknickt in ew'ge Nacht versinkt.
» An der grofsen Wesenkette hangen
» Mufs ich ewig — und mir sollte bangen,
» Ob das Glied, das mich umschlingt, zerbricht?

„ Ach, ein Kind, dem sanft der Vater winket,
„ Das an seine Brust in Schlummer sinket,
„ Scheut die Stunde des Erwachens nicht „!
Und verfolgt, verspottet, misverstanden
Ward die hohe Seele! — Gott! sie rang
Schwer und heifs, bis ihre Kräfte schwanden,
Und sie tief in Trübsinn niedersank.
Diesem Herzen, warm und weich gebohren,
Wund gegeisselt durch des Neides Hand,
Gieng der Glaub' an Lieb' und Glück verloren.
Einsam schwankt' er an des Grabes Rand;
Doch ist nun sein heisser Durst gestillet,
Seiner Seele Wonnetraum erfüllet,
Denn gewinkt hat ihm der Vater schon.
Frei und grofs, von Leid and Wahn genesen,
Fühlt er nun was er der Welt gewesen,
Und verstummt ist seiner Feinde Hohn!
Weilst du, seel'ger Geist, im Pappelhaine,
Wo zu deinem ruhenden Gebeine

Nur der Opferduft der Liebe dringt,
Den dir jede schöne Seele bringt?
Weilst du fern von deinem Vaterlande
Das aus seinem Schoofse dich verstiefs,
Wo der Neid im Religionsgewande
Seine Dolche dich empfinden liefs?
Nein! versöhnet, heil'ger Schatten: schwebest
Aus den Friedenslauben ew'ger Ruh,
Aus den Lichtgefilden wo du lebest,
Du der Insel deiner Liebe zu! —
Ach! umtönst du mich im Lindensäuseln?
Wähn' ich nicht, auf leichter Wellen Kräuseln
Wie ein glänzend Luftbild dich zu sehn?
Ja! im Hauch, der meine Wange kühlet,
Und im Schauer, den mein Busen fühlet,
Ahnd' ich deines Geistes leises Wehn;
Ahnde dafs er, mild und segnend,
Hier dem meinigen begegnend,
Meines Dankes Thränen ehrt,

Und mein leises Stammeln hört,
Wenn, als am Altar der Weihe,
Hier mein Herz die reinste Treue
Dir, Natur! und dir, o Liebe! schwört.

Der erste

TEMPEL.

Erster Gesang.

In einem engen niedrigen Thal, am Fuſs Himmel an steigender Berge, hütete der Jüngling Alexis die kleine Heerde seines Vaters, die nur aus Ziegen und Schaafen bestand. Anmuthig und fruchtbar war das Thal, obgleich rings umschlossen von steilen Felswänden; grün und grasreich der Fuſs dieser Berge, höher hinauf mit schlanken Tannen bewachsen, und in unabsehbarer Höhe ragten graue bemooste Zacken drohend empor. Von einem dieser Berge fiel ein Strom rauschend herab, wälzte sich von Stufe zu Stufe über abgerissene Felsstücke, und stürzte mit verstärktem Getöse in ein selbst ge-

grabnes Bette; dann floss er zwischen grünen Ufern sanft hinab, und durchschlängelte das Thal. Einzelne Hütten standen auf dem grasreichen Anger, oder an Felsen gelehnt. Da wohnten Menschen in der ganzen Unschuld und Einfalt der ersten Kindheit der Welt, unbekannt mit allem, ausser dem was sie zunächst umgab, und nothdürftig zu ihrer Erhaltung gehörte. Zwar hatte längst erfinderische Noth sie belehrt, die Gegenstände um sie her zu benutzen; aber wenig und einfach waren ihre Bedürfnisse, einfach und kärglich die Mittel zu ihrer Befriedigung. Die Milch ihrer Ziegen und Schafe, die Früchte die wild an ihren Bäumen wuchsen, ernährten sie; aus der Wolle dieser Thiere in ein rauhes Gewebe verflochten, und aus den Fellen der gestorbenen, bereiteten sie sich Kleidung und Schutz gegen den erstarrenden Hauch der Winterstürme. Auch brachen sie die Aeste der Bäume mit starken Armen von den Stämmen, und wusten sie zum erwärmen-

den Feuer zu nützen, nachdem sie gesehn, wie der Blitz einen Baum gespaltet und angezündet hatte. Aber weiter giengen ihre Künste und Kenntnisse nicht. Sie genossen in ruhiger Einfalt die Gaben der milden Natur, ohne die Quelle zu kennen, der sie entflossen. Doch ahndeten sie eine hohe verborgene Kraft, durch welche sie, und alles was sie sahn, entstanden seyn muſste. Dunkel war diese Ahndung, doch oft wiederkehrend bei mancher Veranlassung der Freude und des Schreckens, im Lauf ihrer Begegnisse und bei Wundererscheinungen der Natur. Unwillkührlich giengen sie ihr nach, dieser lispelnden Stimme der forschenden Seele. Oft war es der Gegenstand ihrer Gespräche, wenn sie vor den Strahlen der Mittagssonne bei ihren Heerden im Schatten ruhten, oder Abends nachbarlich saſsen um den geselligen Heerd. Aber ihr ungeübter Geist vermochte nicht die Nebel der Sinnlichkeit zu durchdringen, und immer blieben ihre Begriffe im

engen Kreise ihrer Bedürfnisse und ihres Genusses beschränkt. Nicht so der Jüngling Alexis. Ihn hatte die ewig gütige Mutter zum Liebling erkoren; ihm eine Gestalt gegeben anmuthig wie der Lenz in voller lachender Blüthe, einen Geist feurig und mild wie die Sonne am jungen Morgen, und rein wie das Licht des Mondes auf der wallenden Fluth. Er vermochte heller und tiefer zu denken als seine Brüder alle. Mächtig wekte ihn eine innere Stimme aus dem dumpfen Schlummer der Sinnlichkeit auf, und der sanfte Ernst seiner Seele liefs ihn aus allem, was sein Auge sah, Stoff sammeln zum Forschen und Ahnden. Nie sah er die Sonne heraufsteigen über die Gipfel der Berge, ohne von Bewunderung ergriffen zu werden, als müsse er niederfallen und ihr danken, dafs sie die nächtlichen Schatten vertrieb, und neues Licht und neues Leben ins Thal ergofs. Nie gleitete sie wieder hinter die steilen Felswände hinab, dafs er nicht mit

Wehmuth und einer dunkeln schauerlich süssen Ahndung von Vergänglichkeit und Zukunft ihr nachgesehn hätte. Oft staunte er, wenn schon alles in Ruhe sich hüllte, noch einsam und schweigend den sternbesäeten Himmel an. Bald beobachtete er die verschiedene Lage und Stellung der Gestirne, und bemerkte, dafs er nicht stets die nämlichen, noch diese in unveränderter Richtung erblickte; bald verlor er sich wieder in der Betrachtung dieser Wunder und im Nachdenken über ihre Entstehung und ihren Zweck.

Dafs nicht sein enges Thal die einzige Wohnung lebendiger Wesen; dafs jene glänzende Sterne nicht blofs flimmernde Pünktchen seyn könnten; dafs die herrliche wohlthätige Sonne, ihr bestimmtes Kommen und Gehn, der immer gleiche Wechsel des Mondes und des erneuerten Jahres, eine wunderbare Ordnung befolgten; dafs alles Leben, Keimen

und Wachsen der Pflanzen, Thiere und Menschen, einen grofsen und gütigen Urheber haben müsse; das fühlte er, das sagte ihm sein Herz, indem es sich unaussprechlich sehnte, das wunderbare Wesen lieben und verehren zu können.

In solchen Betrachtungen vertieft irrte er oft am Rande des murmelnden Stroms, oder zwischen Felsklüften umher. Sanft und liebend war seine Seele. Gern leistete er freundlich hülfreiche Dienste allen Mitbewohnern seines Thals; doch wenn sie in lauten, fröhlichen Schaaren sich versammelten, und in kindlicher Einfalt scherzten, sangen und tanzten, zum wilden Gesang, so blieb Alexis lieber allein, und sann den mannigfaltigen Bildern nach, die seine Phantasie umschwebten. Wenn die Mädchen freundlich grüfsend ihm die Hand boten, so erwiederte er brüderlich den Gruſs; aber keine hatte sein Herz gefesselt mit Banden der Liebe. Zwar schlug

dies Herz laut und feurig in der jugendlichen Brust, es ahndete die seeligen Freuden gegenseitiger Zärtlichkeit; doch der Blick dieser Mädchen traf nicht die höher gespannten Saiten seiner Empfindung; sie waren nicht, was er war; keine Schwesterseele da, die mit der Liebe Gewalt ihn angezogen hätte. Und so fand er sich oft fremd und einsam an der Stätte seiner Geburt unter dem Haufen seiner Gespielen; unruhige Sehnsucht trieb Seufzer aus seiner Brust, und umwölkte sein glänzendes Auge. Vergeblich suchte er in Gesprächen mit den Aeltesten des Thals Befriedigung einer Wifsbegierde, die er nicht zu unterdrücken vermochte.

Wie hätten ihn die rohen Söhne der Natur verstanden? Wie hätten sie ihm Aufschlüsse geben können, die sein feuriger forschender Geist nicht besser und wahrer aus der reinsten Quelle der Naturschönheit geschöpft haben sollte? Ihnen war die

dunkle Ahndung einer unsichtbaren Macht mehr schreckenvoll als freundlich. Des Donners Gebrüll, das fliegende blaue Feuer der Blitze, das Rauschen der Stürme, und alle Schreckenscenen der Natur, würkten stärker auf ihre noch kindische Einbildungskraft, als das sanfte Wehn der Frühlingslüfte und die milden Segnungen des Jahrs. Dunkle Scheu eines strafenden Rächers ängstigte sie beym Bewußtseyn eines begangenen Unrechts, und sie wähnten im Toben des Donners und der verheerenden Waldströme eine zürnende Stimme zu hören.

Nur für sanfte, edle Gefühle geschaffen, kannte Alexis jene Schauer nicht. Wohl warnte auch ihn eine innere Stimme vor allem, was den silberhellen Spiegel seines Gemüths hätte trüben können. Oft war es ihm, als lispelten sanfte melodische Töne ihm Freude und Belehrung zu, und jedes Gute, das in ihm keimte, schien ihm von einer unbekannten,

liebenden Hand zugetheilt. Auch die Schwermuth seiner einsamen Stunden war süfs ; denn aus Träumen und Bildern dämmerte ihm manche gesuchte Wahrheit hervor.

Einst, als Alexis am Fufs des höchsten der Berge, mit denen das Thal eingeschlossen war, die Heerde hütete, irrten seine Blicke unruhiger und begieriger als gewöhnlich umher. Es war ein schöner Frühlingstag, balsamisch duftete das Thal ; helle Thautropfen hiengen an Blüthen und Blättern, mit glänzenden Farben des gebrochenen Sonnenstrahls geschmückt ; Wolken ruhten auf den Gebirgen, von der hoch heraufsteigenden Mittagssonne allmählig verdünnt und vertrieben. Alexis warf ins frische Gras sich nieder, und sah in schwindelnder Höhe den Gipfel des Riesen der Berge in Wolken gehüllt. „Jene Wolken dort oben, was sind sie, und wo ziehen sie hin ? Jene blaue glänzende

Decke, die immer heller und schöner hinter den wegziehenden Wolken hervorleuchtet, was ist sie? Das prächtige Gewölbe, das die Väter den Himmel nennen, ruht es auf den Felsen wie auf einem Pfeiler? Wohnt da oben das Wesen das ich ahnde, das ich zu kennen strebe „? — Wie Blitze fuhren diese Zweifel durch seine Seele, und immer feurger und stärker durchdrang ihn das Sehnen nach Erkenntnifs und Wahrheit. Stundenlang lag er so im träumen und grübeln vertieft, und bemerkte nicht, dafs seine Ziegen sich von den Schaafen getrennt und verloren hatten. Endlich, als die Zeit herankam, die Heerde zu tränken, vermifste er die Ziegen. Nach vielem vergeblichen Suchen sah er sie hoch über sich auf einer Bergklippe, welche sie, angezogen vom Duft der süssen Kräuter, hinangeklettert waren. Alexis erstaunte; er hatte das Besteigen des Felsen jedem Geschöpfe unmöglich geglaubt; und nun fafste er schnell den Entschluss,

sich nachzuwagen auf den Weg, den seine Ziegen ihm zeigten. Mit grofser Mühe klimmte er den unwegsamen Felsen hinan, verwundete sich oft an den rauhen Spitzen der Steine, und konnte kaum sich fest halten am wilden Gesträuch. Endlich erreichte er das kleine Vorgebürge, wo seine Ziegen ihn ängstlich zu erwarten schienen, und jetzt blickte er ins Thal hinab. Reizend und still lag es da zu seinen Füssen, wie ein grüner Teppich; vom glänzenden Strom, wie von einem Silberstreif durchschnitten, und mit Hütten besetzt, die von der Höhe herab nur kleine Erdhaufen schienen. Wie eingeschränkt, wie eng und niedrig sah jezt der Jüngling die Welt, die so lang ihn eingeschlossen hatte, wie majestätisch die Gipfel der Berge, die er nun schon näher und deutlicher unterschied! Er vermochte nicht wieder herabzusteigen; ein geheimer Zug trieb ihn zum höhern Hinanklimmen, ungeachtet die Sonne schon begann, längere Schatten ins Thal zu

werfen. Drohend jagte er die Ziegen hinab, ruhte einige Augenblicke, und verfolgte mit klopfendem Herzen seinen Weg. Rauher und beschwerlicher fand er ihn bei jedem Schritt; oft schien es unmöglich höher zu klimmen. Ermattet stüzte er sich dann an hervorragende Klippen; und begann nachzusinnen, ob er nicht zwecklos sich mühe? Doch eben der feurige Drang, der die Seele des Helden antreibt, der Gefahr zu trotzen, wenn Ehre ruft und Tugend gebeut, der Durst nach Erkenntnifs, der den wahrheitsuchenden Weisen anfeuert und stärkt, dafs er Vorurtheile besiegt, und Verfolgung nicht achtet — eben dieser Drang, dieser Durst, beseelte den jungen Hirten mit unerschöpflichem Muth. Er konnte nicht den Wunsch aufgeben, die Höhe des Berges zu erreichen, nicht aufgeben die Ahndungen, die, ohne dafs er selbst ihr Wesen kannte, in seiner Seele dämmerten. Stets raffte er sich wieder auf, strengte

aufs neue alle Kräfte an, und endlich sah er sich am Ziele auf dem höchsten Gipfel des Berges. O! welch Erstaunen, welch Entzücken ergriff ihn, als er von der erhabenen Fläche, die er oben fand, rund um sich her blicken konnte. Er fuhlte nicht die Erschlaffung seiner Kräfte, die beim Heraufsteigen seine Glieder zu lähmen drohte; er kannte sich selbst nicht mehr. Aufgelöst schienen alle Fesseln, die seine Sinne und seine Phantasie lange gebunden hatten, und er fuhlte sich aus einer dumpfen Einschränkung ins Gebiet der Freiheit und Unendlichkeit versetzt. Nie hatte er so leicht, so sanft geathmet; die feine ätherische Luft durchströmte wohlthätig seine Brust. Er glaubte neues Leben in sich zu saugen, und vermochte eine Zeitlang nichts als nur einzig diesem unbekannten Gefühl sich zu überlassen. Als aber das erste zuckende Staunen, die süfse Betäubung aller Sinne zum sanftern Genufs übergieng, und das herrliche

Ganze sich ihm allmählig in reinen Zügen zarter oder erhabener Schönheit vereinzelte, so stieg seine Bewunderung, sein Entzücken, zu einem Grade, den auch die zauberreichsten Träume seiner glühenden Phantasie ihn nie hatten ahnden lassen.

Die Sonne, die ihren strahlenden Anblick dem niedrigen Thal schon entzogen hatte, näherte sich dem Ziel ihrer Laufbahn, und verbreitete noch einen blendenden Glanz um sich her. Ueber eine weit ausgedehnte schimmernde Fläche schwebte sie, und verherrlicht mahlte sich darinn ihr Feuerantlitz. Es war das Meer das in der Ferne wie ein reiner Spiegel sich ausbreitete, und die Strahlen des himmlischen Lichts zurückwarf. Lieblich erleuchtet vom sanft verfliessenden Glanze, und durch die wechselnden Würkungen vermischter Schatten erhöht, lag die Gegend in paradiesischer Schönheit und Ru-

he. Bezaubert durchflog sie des Jünglings forschendes Auge. Thäler, deren Reiz das seinige weit übertraf; Auen vom frischesten Grün, mit Strömen durchschlängelt; unzählige Hütten von blühenden Bäumen beschattet; Hügel von mannigfaltiger Gröfse und Gestalt in allen Schattierungen von Grün gekleidet und mit kahlen, drohenden Felsklippen vermischt — das alles immer weiter und weiter, bis das Auge in unerreichbarer Ferne bald nur die höchsten Berge noch unterschied, bald in einem formlosen Blau sich verlor. Lange weilte des Jünglings Blick auf diesem entzückenden Schauspiel; dann folgte er der Sonne, wie sie noch einmal die zuckenden Strahlen umherwarf, schnell im Schoos des Meeres versank, und einen glühenden Purpur an Himmel und Wasser zurückliefs. Entzückt, durchbebt, in Bewundrung und Erstaunen verloren, sank Alexis unwillkührlich auf seine Knie. „Ja, du bist„, rief er, mit lauter Stimme und emporgeho-

benen Händen zum Himmel auf, „du bist, du Grosser! den ich schon da unten im väterlichen Thal ahndete, so wenig ich auch von der Herrlichkeit kannte, in der du mir hier erscheinst. Ja, du bist; ich erkenne es unwiedersprechlich an der Gröfse und Schönheit dieser Erde, an der Pracht jener Feuerkugel, die dort herabsank, um am Morgen schöner wieder aufzusteigen. Ich sehe es an der zahllosen Menge von Geschöpfen, die du wohnen lässest auf der fruchtbaren Erde, gesegnet und versorgt mit allem, was sie bedürfen. Ich fühle es — O! stärker, tiefer fühle ich es, an dieser regen Freude, an diesem Gefühl der Liebe in meiner Brust! — Ja, du bist, und ich liebe Dich, du Grofser, ob ich gleich schwindle, dich zu denken, ob ich gleich keinen Namen für dich habe. O! was bist du? — Vater bist du! so nennt dich mein Herz. — Lieb' ich nicht meinen Vater? Verdank' ich's ihm nicht, dafs ich lebe, dafs er für mich

sorgte, da ich's in schwacher, hülfloser Kindheit selbst nicht vermochte? Und Du, — Ach! wie viel zärtlicher, gütiger noch sorgtest du für mich, für alle; für so viele, die ich nicht kenne, deren Zahl ich nicht denken kann! — Und wer gab meinem Vater Leben? Wer gab der Sonne die Kraft, zu leuchten, zu wärmen, zu segnen die Erde mit Nahrung und Freude; wer bestimmte es, wie sie wandeln sollte, den immer gleichen Lauf, dort heraufsteigen, hier niedersinken, stets unveränderlich, wohlthätig und schön? Wer ruft an ihrer Stelle den minderglänzenden, freundlichen Mond? Wer gießt den Thau herab, die Gefilde zu erquicken, die ihr glühender Strahl versengte? Was ist sie? und was ist er, der trauliche Begleiter unsrer Nächte? Was sind jene funkelnde Lichtpünktchen dort oben, die in zahllosem Gewimmel so wunderbar glänzen? — Und was bin ich? Was ist dieses Denken in mir? Woher dieser Drang, dieses feuri-

ge Streben, mehr zu wissen, mehr zu seyn und zu haben, als ich in der väterlichen-Hütte habe und weifs? — Von dir, Vater, Grofser, Unbegreiflicher, von dir! Aber wo bist du? Wohnst du in jener Sonne, die sich dort im grofsen Gewässer verbarg? Nein da wohnest du nicht; denn sie ist fern, und du bist mir nah! Nicht die Sonne kann dich verschliessen, nicht der Mond, nicht die Erde; denn wo du nicht wärest, könnte auch nicht Leben und Freude, nur Tod und Finsternifs seyn. O, wer du seyst, wo du seyst, du bist Schöpfer, Vater und Herr! Ich fürchte, ich verehre dich; aber mehr noch lieb' ich dich, mit Kindesliebe lieb' ich dich! O, dafs eine gütige Stimme mir lispelte, welchen Dienst, welchen Dank du von mir forderst; dafs ich lernte dich zu nennen bei deinem Namen, dich würdig zu preisen! O, dafs ich ein menschliches Herz kennte, das laut und feurig schlüge, wie das meinige; das meinen Dank, mein

Entzücken, mein kindliches Gefühl theilte, mit mir dich Vater nennte, dafs wir verbunden in seliger Liebe dich unsern Brüdern verkündigten „!

Ueberwältigt von mächtigen Empfindungen, die immer höher und feuriger in seiner Seele aufloderten, und die keine Worte auszudrücken vermochten, schwieg nun der Jüngling. Er schwieg, und staunte, und glühte noch; aber die erschöpfte Natur unterlag der gewaltigen Anstrengung der Kräfte; schwerer wurden seine Augenlieder, ermattet streckte er seine Glieder auf das weiche Moos, und erquickender Schlaf sank wohlthätig auf ihn herab. Frühlingslüfte wehten sanft um das Haupt des lieblichen Schläfers; der Mond beleuchtete mit freundlichen Strahlen sein schönes Gesicht; die Natur schien seine Ruhe zu feiern, und ihn zu wiegen im mütterlichen Arm.

Zweiter Gesang.

Der Geist aller Wahrheit und Liebe hatte das kindliche Flehen, das feurige Streben der liebenden Seele mit Wohlgefallen gesehn, und sandte einen himmlischen Boten, ihn zu belehren im freundlichen Traum. „Alexis„, sprach die melodische Stimme der glänzenden Himmelsgestalt; „du bist es werth, die Wahrheit zu kennen, der du entgegen strebst. Wisse denn, Jüngling, sie betrog dich nicht, deine heilige Ahndung. Es ist — ist wirklich, das Wesen, das du in den Wundern der Natur und in dir selbst erkanntest. Zwar unausdenkbar und über jede Vorstellung erhaben ist Er, unaussprechlich sein ewiger Name allen sterblichen Zungen; selbst höhere reinere Geister, die keine irr-

dische Hülle bekleidet, vermögen nicht ihn zu fassen, und beten nur tiefstaunend an. Doch kenntlich ist sein Daseyn jedem denkenden Geist, fühlbar seine Güte jedem zärtlichen Herzen, leicht sein Dienst jeder Seele voll Unschuld und Liebe. Dich, Jüngling, hat seine Güte ausgezeichnet vor tausenden, dich geschaffen fähig zu jeder Tugend, jeder höhern Erkenntnifs empfänglich. Vom Lichtstrahl ewiger Wahrheit erhellt, lerntest du, die laute Sprache der Natur verstehn. Verehre denn in Einfalt und Liebe den erkannten Schöpfer der Erde, der Sonne und des Monds und der unzähligen Welten, die am grenzenlosen Himmel dir wie Lichtpünktchen funkeln. — Verehre den Schöpfer deiner Seele, Alexis! Nenn ihn Vater, Gott, Allregierer; verkünde sein Daseyn den staunenden Brüdern; und so wie er Licht, Segen und Freude in der unermefslichen Schöpfung verbreitet, so such' auch du, ihm nachzuahmen, in dem engen Kreise, der dich

und deine Kräfte beschränkt. Der höchste, feurigste, geheimste Wunsch deines Herzens naht sich seiner Erfüllung; das höchste Glück das Sterblichen zu Theil werden kann, erwartet dich. Sey gut, sey liebend und glücklich, so erfüllst du den Zweck deines Daseyns, und machst dich höherer Vollkommenheit fähig und werth. Denn wisse, Jüngling! nicht dieses Lebens kurze flüchtige Stunden sind deiner Bestimmung Ziel. Nur die gröbere Hülle verwest im Schoofse der Erde; was in dir fuhlt und denkt, kann nicht vergehen; ist bestimmt zum höhern, bessern Leben in schönern Welten als diese, die du jezt bewohnst. — Mehr ist mir nicht erlaubt dir zu sagen, mehr fafst dein beschränkter Geist noch nicht, und eure Erdensprache hat keine Worte für das, was über eures Erdenlebens Gränze reicht".

Die himmlische Erscheinung redete nicht mehr mit menschlich hörbaren Tönen, aber sie entfaltete vor

der Seele des Jünglings Bilder der seligen Zukunft, die kein endlicher Geist auszudenken vermag. Auch diese Bilder verschwanden, und fester, ruhiger Schlaf stärkte die erschöpften Sinne.

Schon beleuchtete die Sonne mit neuem Glanze die blühenden Fluren, schon sang die steigende Lerche ihr Morgenlied, als Alexis erwachte. Doch wer beschreibt, was er empfand, als er beim ersten Aufschlagen der Augen eine Gestalt erblickte, die er für eine neue Himmelserscheinung hielt, der aber sein Herz heifs und stark entgegen schlug, wie es nie, so lang es athmete, geschlagen. Ueber diese Gestalt schien aller Liebreiz ergossen, der jeden einzelnen Theil der Schöpfung schmückt. Das liebliche Blau des Himmels, der Sonne Feuerstrahl und des Mondes milder Glanz in ihrem Auge vereinigt; frischere Blüthe auf ihren Wangen als auf den Blumen des Thals; ein Lächeln

auf ihren Lippen, anmuthig wie die Abendröthe; ihr blendender Nacken von lichtbraunen Locken umflossen, schöner als im hohen Mittag der Schatten des schlanken Gesträuchs wallt auf der silbernen Fluth. — Und das sanfte Wehn des herrlichen Geistes, der Ausdruck von Unschuld, Einfalt und Liebe der aus ihrem ganzen Wesen sprach! — Kaum vermochte Alexis das nie gefühlte Entzücken zu tragen. Fest überzeugt, dieser Berg sey die Wohnung überirrdischer Wesen, sank er auf seine Knie, und sprach stammelnd, mit aufgehobenen Augen und Händen: „Wer du auch seyst, o du! deren Schönheit und Anmuth alles übertrift, was ich je gesehn, vergönne mir, dich anzuschauen, herrliches Wesen, und blicke gütig auf mich„. Das Mädchen — denn die schöne Gestalt war sterblich, wie Alexis — begriff den Sinn seiner Worte nicht, aber ihr Herz verstand die Sprache des seinigen. Sanft erröthend hob sie ihn

auf, und führte den schönen Fremdling zur andern Seite des Berges, wo hinter einem Felsen eine kleine ärmliche Hütte stand. Lyde, so hieſs das Mädchen, wohnte dort schon Monden lang mit ihrer Mutter in traurig darbender Einsamkeit. Feindliche Horden eines wilden herumstreifenden Volks hatten ihren Vater im Streit erschlagen, und sie nebst der Mutter aus der Hütte verjagt, die sie weit unten in einem entlegenen Thal bewohnten. Gleich Tauben, die der Habicht aus dem Neste verscheucht, waren sie ängstlich geflohen, und hatten Zuflucht auf diesem Berge gesucht. Zwei Ziegen und einiges nothdürftige Geräthe war alles, was sie dem Raube zu entreissen vermochten. Die unglückliche Frau hatte den Tod ihres Gatten und die beschwerliche Flucht aus ihrer Heimath nicht ertragen können. Krank und kraftlos war sie hier niedergesunken, und nur mit äusserster Mühe war es der Tochter gelungen, eine elende Hütte zu er-

bauen, und der leidenden Mutter ein Lager zu bereiten, wo sie nun stündlich dem Tod' entgegensah. Unermüdet war das zärtliche Mädchen, der Mutter Pfleg' und Linderung zu verschaffen. Früh verliefs sie die Hütte, um erquickende Kräuter, frisches Laub und Nahrung für die Ziegen zu suchen; und so war sie beim einsamen Wandern zu der Stelle gekommen, wo Alexis schlief. Ihr erstes Gefühl beim überraschenden Anblick eines fremden unbekannten Mannes war Schrecken; und schon wandte sie sich, um zu entfliehn. Doch noch einen Blick auf den reizenden Schläfer, und mit der sufsen Sicherheit der Unschuld trat sie näher und betrachtete ihn. Schön wie der Frühlingsmorgen lag er da im weichen Moose, von der Blüthe des Mandelbaums umweht. Auf seinen Wangen glühte die frische Farbe der Gesundheit und Jugend, durch die lebhafte Regung womit er einschlief erhöht. Aus allen Zügen leuchtete Unschuld, Liebe und er-

habene Geisteskraft hervor. Wie hätte das sanfte, zärtliche Mädchenherz dem zaubervollen Anblick widerstanden? In stummer Bewunderung, in ängstlich süfser Freude verloren, hatte sie leiser athmend vor ihm gestanden, bis er erwachte. Dann hatte sie ihn freundlich schüchtern zum Lager der Mutter geführt, die einen ihr wunderbar zugesandten Retter in ihm zu sehen glaubte. Nun erzählten sie ihm von ihrem Unglück, ihrer Noth: Wie sie, plötzlich aus der friedlichen Ruhe ihres Lebens geschreckt, ihre blühende Heimath mit Strömen von Blut beflecket sahn; wie der Vater gefallen, als er mit wehrlosen Händen gegen die Keulen der Räuber gekämpft; wie des Anführers Sohn sich Lyde zur Beute erwählt; wie aber das Mädchen mit Klugheit und Muth ihm zu entwischen gewufst; wie sie auch die Mutter befreit, und sich mit ihr in einer Felshöhle verborgen, bis einer der Fremden, ein gütiger Greis, sie in ihrem Elend gefunden. Von

Mitleid gerührt hatte er ihnen die Ziegen und einiges Nothdürftige zugebracht, auch ihre Flucht auf diesen Berg begünstigt. — Mit Thränen erzählten sie, mit Thränen der leidenden Unschuld, die Lyde's Schönheit erhöhten, wie der Morgenthau mit glänzenden Tropfen die Rose schmückt. Mitleid und Rührung schärften die Pfeile der mächtigen Liebe; mit jedem Augenblick ihres Beisammenseyns wuchs der Zauber unschuldiger Gefühle, womit die heilige Natur sanft, aber gewaltig, die jungen Herzen verband. Noch tönten in des Jünglings Seele die Worte der Himmelserscheinung; und nun sah er, der Glückliche, jene Verheissung erfüllt; gewährt den höchsten feurigsten Wunsch seines Herzens; gefunden die Seele der seinigen gleich, gefunden das Wesen, das, wahrer und stärker als alles am Himmel und auf Erden, einen Vater der Liebe, einen Geber der Freude ihm verkündigte. Das alles sprach sein feuriges Auge; und wenn gleich das ih-

rige oft schüchtern niedersank, so verrieth doch die Glut ihrer Wangen, und der Seufzer der ihren Busen hob, den sanften Einklang ihrer Empfindungen.

Unbekannt mit Verstellung und Kunst überliefsen sie sich frei dem süfsen, gewaltigen Triebe; und so verschwand der Tag mit unmerklichem Flug. Doch als der Abend herankam, gedachte Alexis seines Vaters; gedachte der Angst, womit der sorgsame Greis ihn seit dem vorigen Abend erwartet habe, und ihn mahnte kindliche Pflicht und Liebe, nicht länger zu verweilen. Gern hätte er Lyde auf seinen Schultern die steilen Klippen hinabgetragen, gern wäre ihm das Mädchen gefolgt; aber auch sie hielt heilige Pflicht am Lager der Mutter. Mit Thränen entrifs sich der Jüngling der ärmlichen Hütte, nachdem er der leidenden Myrto versprochen, ihnen bald wieder zu Hulfe zu eilen, und Lyde's Beschützer zu seyn. Er gieng; traurig an seinem

Arm hängend begleitete ihn das Mädchen. Sie betraten die Stätte, wo Alexis geruht; die heilige Stelle, wo er zur Erkenntnifs und Liebe geweiht ward. Der Abend war wieder so schön, die Luft so balsamisch und rein, die niedergehende Sonne so mild und glänzend, die Gegend so freundlich im leichten, sanftbebenden Duft. Zur Feier ihres Bundes schien die Natur in brautliche Schönheit geschmückt, und jedes Lüftchen wehte Frieden und Liebe. Zum erstenmal schlofs nun der Jüngling das holderröthende Mädchen in seine Arme, und drückte sie feurig an sein klopfendes Herz. Dann knieten sie nieder, hoben ihre Hände zum Himmel auf, und mit stammelnden Worten priesen sie den, durch dessen Vatersorge sie so wunderbar sich vereiniget sahn. Einfältig war ihr Gebet, aber rein wie die Abendluft, kunstlos wie die Natur, und ihm, der Sonnen kreisen, und menschliche Herzen schlagen hieß, wohlgefällig und lieb wie der Einklang rol-

lender Sphären im Lobgesang der Unsterblichen. „Auf dieser heiligen Stelle„, sprach Alexis, soll ein Denkmal meines Glückes stehn„. Schnell las er Steine zusammen, legte sie hoch und breit übereinander; und so ward der erste Altar. „Hier, o meine Lyde, hier findest du Morgen mich wieder, und nichts trennt dann uns mehr. Hieher wollen wir oft aus der Tiefe heraufsteigen, an schönen ruhigen Tagen, wenn die Sonne die Gipfel der Berge bestrahlt; hier wollen wir knien, und anbeten den Gütigen, Wunderbaren, der dich, du Wonne meines Lebens, mir gab„. Aber tiefer sank nun die Sonne, und Lyde selbst winkte dem Geliebten, sie zu verlassen. Sie sah ihn mit Grausen den unwegsamen Pfad hinabsteigen; Thränen entstürzten ihrem Auge, als er zwischen den Klippen und Gebüschen verschwand, und traurig eilte sie in die Arme der Mutter zurück.

Dritter Gesang.

Mit vieler Mühe und Gefahr erreichte Alexis sein Thal und die väterliche Hütte wieder. Wie erschrack der Jüngling, als er den geliebten Vater verwundet auf dem Lager fand. Aengstliche Besorgniß wegen des Ausbleibens seines Sohnes hatte den guten Amyntas am vorigen Abend hinausgeführt; lange hatte er gesucht, gerufen, geharret; und so war er im Dunkel der Nacht über Steine gestürzt und hatte sich gefährlich verletzt. Am Morgen fanden ihn einige Hirten, und trugen den Hülflosen in seine Hütte zurück, wo fortdauernde Angst wegen des Sohns mehr als seine Schmerzen ihn quälte. Unaussprechlich war die Freude des Greises, als er

ihn nun gesund und glücklich wieder sah. Der Jüngling erzählte von seinen Vorfällen, von seinem Traume, seiner Liebe, von aller Wonne die ihm zu Theil ward; und die Seele des Vaters war ganz Staunen, ganz Freude, ob er gleich von dem was Alexis sagte nur wenig verstand.

Aber jezt kam die Stunde, da Alexis versprochen hatte wieder bei Lyde zu seyn; doch so heifs sein Herz ihn hintrieb zum geliebten Mädchen, so verbot es ihm mächtiger noch, den hülflosen Vater aufs neue zu verlassen, bevor er genesen sey. Wie lang schienen dem Jüngling diese Tage! Seiner Lyde Bild, wie sie ängstlich auf ihn harrte, stand immer vor seinen Augen. — Es siegte die kindliche Liebe; er blieb, pflückte heilende Kräuter, verband die Wunden des Vaters; und als die Sonne zum viertenmal über die Berge heraufstieg, stand Amyntas schon früh vor dem Lager des

Sohns, und bat ihn, die heilige Höhe zu besteigen, und seine Geliebte herab zu holen. Drei der muthigsten Hirten gab er ihm zu Begleitern und Gehülfen auf seinem mühvollen Wege, daſs sicherer gehe das Mädchen und getragen werde die leidende Mutter. Von Liebe und Sehnsucht getrieben erklimmte nun Alexis eilig den Wohnsitz seiner Glückseligkeit, und weit hinter ihm zurück blieben die keuchenden Gefährten. Er kam zum Altar, den er errichtet hatte, und ach! da erblickte er seine Lyde, in der Stellung des trostlosen Schmerzes, über den Steinhaufen gebeugt. Athemlos eilte er hinzu, umschlang sie bebend und rief mit angstvermischter Freude: „Lyde, meine Lyde! da bin ich, Mädchen, bin ganz dein„! Sie zitterte auf, sank halb ohne Bewuſstseyn an sein Herz, blickte dann mit verweinten Augen ihn an, und stammelte: „Alexis, mich verlassen, mich vergessen so lange — o Alexis! konntest du„? Da trocknete er zärt-

lich die Thränen von den blassen Wangen des Mädchens, und das holde Lächeln der Liebe erhellte wieder die reizenden Züge, wie die Sonne den Nebel zerstreut, und sanft durch Wolkenschleier dringt. „Laſs uns eilen zu deiner Mutter„, sprach Alexis, „daſs sie unsere Liebe segne; denn nie, nie, laſs ich dich wieder; laſs uns eilen zu rufen die Hirten die mit mir die Höhe bestiegen, daſs sie kommen und mir helfen, deine Mutter herabzutragen, und sie wieder auflebe in unserm Thal — „Meine Mutter„! seufzte das Mädchen, und neue Thränen rollten stromweis über ihre Wangen, — „ach meine Mutter„! — mehr vermochte sie nicht zu sagen; und mit banger Ahndung folgte der Jüngling ihr schweigend zur Hütte. Da fand er Myrto entseelt auf dem Lager; sie war gestorben am vorigen Abend, im Arm der jammernden Tochter, die mehr noch als die Sterbende selbst die Schrecken des Todes empfand. Nun milderte himm-

liche Liebe ihre Leiden, und mischte süfse Wehmuth in herzzerreissenden Schmerz. Mit stiller Trauer und frommen Gesprächen feierten sie dem Tode und der Liebe die Nacht, am Leichnam der Mutter; und als der Morgen kam, grub Alexis ein Grab am Fufs der geheiligten Statte. Da legten sie die Todte nieder zum festen Schlaf im Schoofs der friedlichen Erde. Leise wiederholten sie jene Worte die Alexis im Traume gehört: „Nicht blos für dieses Lebens kurze, flüchtige Stunden, auch zum neuen bessern Leben in schönern Welten bist du bestimmt„; und sufse dämmernde Hoffnungen durchbebten ihnen das Herz, als sie Blumen streuten auf das Grab und junge zarte Knospen sahn; wieder aufgeblüht aus dem verdorrten Moose. Bald drang Alexis darauf, dafs seine Lyde den Ort verlasse, wo der Wonne und des Wehes so viel ihr zu Theil ward. Beide giengen nach vielen kindlichen Thränen und erneuten Gelübden dem Abhan-

ge des Berges zu. Schwindelnd sank sie an seine Brust, als sie die grausenvolle Tiefe erblickte. Da traten die Hirten aus dem Gebusch hervor, erzählten wie sie beym Umherschauen eine Stelle gefunden, wo das Hinabklimmen minder gefährlich sey. Wechselweise umschlangen die Jünglinge mit starken Armen das furchtsame Mädchen, und hoben sie über die rauhsten Felsklippen hin, der zarten Füsse zu schonen. So erreichte Alexis mit seiner schönen Beute glüklich das Thal.

Gerührt durch die fromme Sorgfalt des Sohns, hatte Amyntas die Jugend des Thals versammelt, seine Freude zu theilen, und ein kindliches Fest zu feiern. Kaum erblickten sie von ferne das liebende Paar, so zogen sie ihm, mit Blumen umkränzt, entgegen, und sangen in kunstlosen Tönen ein freundliches Lied: „Sey uns willkommen, du „Tochter des Berges„! — so sangen die Hirten und

Mädchen, und laut ertönte der Wiederhall — „Sey „uns willkommen, du schöne Bewohnerin der „Wolken dort oben, die du kommst zu wohnen „bey uns im Thal! Komm, Mädchen der Schön„heit, unsre Hütten zu schmücken; komm an der „Hand des Geliebten herab! Sieh, wie freundlich „die Hütten hier stehen von Bäumen beschattet; „sieh, wie die blöckenden Schafe weiden im „Klee, wie die weissen Ziegen hüpfen am Rande „des Bachs! Hör', wie der Waldstrom brauset, „und über die Kiesel dahin rollt; hör', wie die „Nachtigall flötet, und die muntern Vögel zwit„schern im schattigen Hain! Sey uns willkommen, „Tochter des Berges, und lebe frölich mit uns im „Thal„!

So sangen die Hirten und Mädchen, umkränzten das liebliche Paar mit frischen Zweigen und Blumen der Wiesen, führten sie zu der Hütte des Amyntas,

und tanzten vor ihnen her, in wilden, fröhlichen Reihen. Freundlich empfing sie der Greis; holde, seelige Liebe zog mit ihnen ein, in die friedliche Wohnung; still und rein floss ihr Leben dahin, wie der Strom, wenn kein Sturm die sanft rollenden Wellen umwühlt. Mit jedem Tage wuchs ihre Zärtlichkeit und ihr Glück; denn harmonische Seelen verbindet mit stärkern Banden jede freundliche That, jeder Gedanke, jedes Gefühl, es sey Schmerz oder Freude, das sie einander in süsser Vertraulichkeit mittheilen. Ueberdruss, der Tod der Liebe, wohnt nur bey Thorheit und Zwang; ihn kannten die Glücklichen nicht. In einer mildern Gegend erzogen, war Lyde mit einigen Künsten des Lebens bekannt, und lehrte sie die Hirten, die willig dem Beispiel der Holden folgten. Sie lernten von ihr die Wolle ihrer Heerde in feinere Geflechte zu weben, fester zu bauen die Hütten, und sie besser zu schützen gegen die Stür-

me der Herbste; den Gebrauch mancher süß duftenden Kräuter lehrte sie; auch einen erquickenden Saft zu bereiten aus den Früchten der Bäume. Ihrem Geliebten erzählte sie von der Kunst, aus hohlem Schilf liebliche Töne zu locken. Da versucht es Alexis, und es gelang ihm; melodische Hauche erklangen auf dem kunstlos ausgehölten Rohr, erst wild und einfach, dann sanfter und in ein Ganzes zerfließend. Lyde horchte vergnügt, und begleitete ihn mit ihrer Stimme. Sie eiferten der Nachtigall nach; der Wiederhall verstärkte den lieblichen Einklang, und neubelebte Freude tönte wirbelnd im Hain. Auch sprachen sie beide oft mit warmen, klopfenden Herzen vom Daseyn des Mächtigen, Gütigen, den sie als Vater zu lieben, als Herrn zu verehren gelobt hatten. Aber nur in stillen einsamen Stunden sprachen sie mit einander von Ihm, und schwiegen noch gegen die Brüder, einen feierlichen Augenblick erwartend, da

es ihnen gelingen könne, die Herzen mächtig zu ergreifen, und hinzureissen zu Bewunderung, Glauben und Dank. Bald waren die Hirten beredet, dafs sie einen Weg bahnten, der bequem zum Denkmal des Berges hinaufführe. Da rissen sie die Gebüsche und Stämme aus dem Boden, wälzten Steine fort, und bereiteten einen sichern Pfad bis zum höchsten Gipfel. Von der neuen ungeahndeten Schönheit die sie da fanden überrascht und entzückt, halfen sie dem Alexis gern Steine sammeln zu einem Gebäude, womit er den Altar, den er zum Heiligthum weihte, decken wollte. Heimlich führte Alexis den Bau, weil er die Geliebte mit dem unerwarteten Anblick der Halle überraschen wollte. Als im folgenden Jahre die Rosen abgeblüht hatten, und schon die blaue Herbstblume anfieng die Wiesen zu schmücken, gebahr ihm Lyde einen Sohn. Wer beschreibt das Entzücken des Vaters; nur jenem Gefühle gleich, womit er einst, dort oben erwachend,

das holde Mädchen zuerst in himmlischer Schönheit erblickte! Kaum hatte Lyde neue Kräfte gesammelt, so verlangte sie ihren Sohn zur geheiligten Stelle zu tragen. Ihr folgten in zahlreicher Schaar die Hirten des Thals. Mütter mit ihren Säuglingen, Bräute an der Hand des Geliebten, giengen feierlich schweigend mit ahnendem Gefühl. Lyde staunte als sie das Werk des Gatten, den ersten Tempel erblickte; den geliebten Altar mit einer Mauer umfaſst, bedeckt, und mit Blumen geschmückt. Gegen Morgen und Abend fielen durch grofse Oeffnungen des Tempels die Strahlen der auf- und niedergehenden Sonne auf den Altar, daſs die Betenden die Gegend umher in aller ihrer Pracht erblicken konnten. Lyde legte freudetrunken ihren Sohn auf den Altar, kniete nieder, glühend von Dankbarkeit und Ehrfurcht, und betete laut. Sie schwieg; und Alexis sprach mit feurigen, fliegenden Worten: Vom Daseyn des Grofsen, Gewaltigen, unsichtbar

dem menschlichen Auge, aber nahe dem Herzen des Menschen mit nie ermüdender Vatersorge und alles belebender Liebe. Dann pries Alexis die Schönheit der Welt, die Gaben der Natur, und alle Freuden des Lebens; foderte die Brüder auf zu Anbetung und Dank gegen den gütigen, mächtigen Geber; nannte Ihn Vater und Gott, und gelobte Ihn über alles zu lieben, gütig zu seyn wie er, Ihm zu dienen in Unschuld und Eintracht. Während er sprach schien sein Gesicht, worauf die Strahlen der Abendsonne fielen, wie mit himmlischem Glanze verklärt, und die seligsten Gefühle flossen in die Herzen aller Hörenden. Heilig ward ihnen die von der Liebe geweihte Stelle; heilig der Tempel von den Händen der Liebe erbauet; heiliger der Name des Gottes, den dankbare Liebe verkündigte. Mit erhöhten Geistern, und heifs wallenden Herzen, kehrten sie in ihre Hütten zurück.

Wie ein dürrer Boden sich erquickt, wenn die lang verborgene Quelle endlich der Felskluft entrauscht, und von einer segenreichen Hand geleitet, das Thal durchströmt; frischer grünt Aue und Gebüsch, voller strotzen die Aehren, die Knospe reift zur Blüthe, die Blüthe zur saftigen Frucht. So gab der Glaube an einen unsichtbaren Vater und Regierer der Welt, den Menschen ein verschönertes Daseyn. Ihr Geist erhielt neue Thätigkeit und Kraft in Uebung der Kräfte, ihre Gedanken eine festere Richtung, ihr Gemüth mehr Bewufstseyn der innern angebornen Würde, und die dunkeln Triebe, die sonst nur von Noth und Zufall gelenkt, sie bald zum Guten, bald zum Bösen führten, entwickelten sich zur Bestimmung des Willens, das Böse zu verwerfen, das anerkannte Gute zu thun. Der Traum ihres Lebens ward Würklichkeit; sie lernten hoffen und dulden; sie lernten sich alle unter einander als Brüder betrachten, als Kinder

eines liebenden guten, doch streng erziehenden Vaters. Ihre Liebe, ihre Freuden bis dahin nur Spiel der Sinne und rohes Bedürfniſs, veredelten sich zur Wonne des gegenseitigen Beglückens, des frohen Genusses der Gaben die ihnen der Vater verlieh. Und so lernten sie auch der Gaben schönere, reichere Benutzung; sie suchten jener stets würkenden Hand, deren Spuren sie täglich deutlicher erkannten, nachzuahmen durch Arbeit, Fleiſs und nüzliche Kunst; sie suchten ihr flüchtig hineilendes Leben im Andenken, im Dank künftiger Geschlechter zu verewigen.

Der Anblick der heiligen Höhe und des Denkmals dort oben, nährte und stärkte alle guten und frohen Gefühle in ihrer Brust; sie ehrten und liebten den Tempel. Allmälig ward er erweitert, verschönert, und mit den Werken ihres erfinderischen Fleisses geschmückt. So oft die Natur ihr Leben mit

neuer Freude beglückte, oder ein Opfer forderte das ihrem Herzen tiefe Wunden schlug, so eilten sie zur Höhe des Bergés, bald sich zu stärken, zu trösten mit kindlich frommen Gesängen, bald zu feyern das Fest der Liebe und des Danks. Wohlgefällig hörte ihr Gebet der ewige Vater des Lebens; sein Geist umschwebte sie und prägte immer tiefer in ihre unsterbliche Seelen die Ahndung seines Daseyns, und seiner Liebe segnendes Gefühl.

Anhang.

— — — Kann es eine schönere Dichtung geben, als die uns Gott selbst in der Schöpfung dargestellt hat? die er uns durch alle Tags- und Jahrszeiten neu vorführt? Kann es eine wirksamere geben, sobald die Sprache uns einigermaassen an das, was wir sind und geniessen, wenn auch nur kurz und einsylbig, erinnert? Wir leben ja in diesem grofsen Hause Gottes; unsre Empfindungen und Begriffe, Leiden und Freuden sind alle daher. Eine Poesie die mir Augen giebt die Schöpfung und mich zu sehn, sie in rechter Ordnung und Beziehung zu betrachten, überall höchste Liebe, Weisheit und Allmacht zu erblicken — eine solche Poesie ist heilig und edel. Sie erweitert das Herz wie den Blick, macht diesen ruhig und aufmerksam, jenes fröhlich und frei; sie schafft Liebe und Mitgefühl mit allem was lebt; sie übt den Verstand überall Naturgesetze zu bemerken, und hat die Vernunft auf die rechte Bahn geleitet. Ein Zug, ein Wort aus ihr, erinnert oft an grofse Scenen und bringt uns ihre Gemählde nicht nur vor Augen, sondern führt sie unmittelbar zum Herzen, zumal wenn das Herz des Naturdichters selbst sanft und gut war.

Herder vom Geist der ebräischen Poesie.

Sommerstunden. Der kleinen Sammlung, die ich durch manches freundliche Urtheil ermuntert, der Nachsicht meiner Leser vorzulegen wage, hab' ich diesen Namen gegeben, nicht allein weil die mehrsten Stüke würklich Früchte meiner Sommermusse sind, sondern auch weil ich wünschte, nur bey schönen Tagen, in freien, ruhigen Augenblicken gelesen zu werden.

Jeder Schriftsteller sollte sich einen bestimmten Standpunkt wählen, von welchem sein Aug' und Gefühl ausgehe um die Gegenstände zu betrachten, aufzufassen, und Stoff daraus zu sammeln, den er rein und einfach behandle; so darf er auch wünschen, daſs von eben dem Standpunkt aus ihn seine

Leser anschauen möchten. Vor allen der Dichter! Wie sehr bedarf dieser, um verstanden und genossen zu werden, dafs die Seelen denen er die harmonischen Schwingungen der seinigen mittheilen soll, gleicher Eindrücke empfänglich, und gewohnt seyn möchten sich mit ähnlichen Gegenständen zu bebeschaftigen. Was vermag die Poesie, diese Musik des innern Lebens *), wenn ein betäubendes Geräusch, wenn rauhe, unreine, fremdartige Töne ihr entgegenwürken? Wie können ihre zarten Luftbilder zwischen den buntflimmernden Gestalten des Weltlebens hindurch schlüpfen, und einer schlummernden, oder auf ganz andere Dinge gerichteten Phantasie erscheinen?

Wohl weifs ich dafs bürgerliche Verhältnisse,

---

*) *La musique des ames nobles et sensibles*: So nennt sie Voltaire, der doch vielleicht keiner wahren Begeisterung fähig, mehr für die Dichtkunst als für die Poesie geboren ward.

sittliche Verfeinerung, und das Zusammendrängen der Menschen in Städte, zur Ausbildung und Verbreitung aller Künste und Wissenschaften, also auch der Dichtkunst, nothwendig waren. Aber geboren und erzogen ward die Poesie da nicht, und konnte sich wohl nicht in ewiger Jugendschönheit und Fülle auf dem fremden Boden erhalten. Vielleicht hätten wir sie nie gekannt, wenn das was wir Civilisation nennen gleich in den ersten Zeiten der Welt hätte Statt finden können. In den rauhen nordischen Gefilden wäre sie auch nie zu der allbelebenden Sonne geworden, die alle geistigen Kräfte der Menschennatur allmählig aufrief, erwärmte, in Thätigkeit setzte, und die Bahn beleuchtete, worauf der Geist in seinem Fortschritte Wahrheiten erkennen lernte, welche sie ihm zuerst ahnden liefs. Der seligen Muse des freien Hirtenlebens, unter Asiens und Griechenlands heiterm Himmel; dem Einfluss erhabener Naturscenen auf sanft gespannte,

mild erwärmte Sinne; dem Drange frei und kunstlos ausströmender Gefühle; dem Bedürfnifs, merkwürdige Vorfalle in lebendigem Andenken zu erhalten und mächtige Regungen des Gemüths in Wort und Zeichen zu ergiessen; dem freien Spiel einer noch ganz jugendlichen Einbildungskraft, auf welcher alle Gegenstände ungehindert würkten, die noch nicht durch abgezogene Verstandesbegriffe gehemmt und beherrscht ward; vor allem aber dem angebornen Thätigkeitstrieb eines sich selbst noch ganz überlafsnen Geistes; diesen Ursachen, mehr oder minder zusammentreffend, haben wir es zu verdanken, dafs die Poesie jeder andern Würkung der Denkkraft vorarbeitete, den rohen Naturzustand veredelte, und die innern Gesetze der Sittlichkeit dem Menschen anschaulich machte.

Dem Ursprung der Poesie in ihren ersten Quellen nachzuspühren bin ich unfähig, da ich die ältesten Sprachen nicht kenne; nur von ferne folge ich den

Nachforschungen meiner gelehrten Zeitgenossen, und ergötze mich an dem Wiederschein jener Morgenröthe, in die fremde Atmosphære unserer Sprache und Sitten herüber gebracht. Hier fand ich meine Vermuthung bestätigt, dafs die ersten Lebensbedürfnisse der Thiere und Menschen, und die auffallendsten, durch Schall und Laut sich ankündigenden Begebenheiten in der belebten und unbelebten Welt, mit den ersten Grundtönen und Wurzeln der Worte im genauen Verhältnifs stehn; dafs eben daraus früh eine Bildersprache entstand, weil der Mensch anfangs nur nachahmen konnte was er sah und hörte, folglich der Wiederhall der Natur ward. In und durch sich selbst mufste er alles formen, nennen und ordnen; so ward ihm alles lebendig, regsam, persönlich, was für uns nur Erscheinung, todter Begriff, Mechanismus ist. Das lebendige Anschauen und Anerkennen der grofsen und mannigfaltigen Gegenstände

der Natur und ihrer so mütterlichen Pflege des hülfsbedürftigen, ohnmächtigen Geschöpfs, mufste gewaltig auf ihn würken, sein Inneres erwärmen, seine Phantasie erwecken, und weit früher als sich die eigentliche Denkkraft entwickeln konnte, dem moralischen Gefühl ein Organ, einen Wirkungskreis verschaffen. Da nun Erfahrung, Vergleichung, und Bekanntschaft mit den physischen Gesetzen der Natur jener Menschenkindheit noch nicht zu Hülfe kamen; da ihren noch ungeübten, und noch ganz unabgestumpften Sinnen jeder Eindruck neu, überraschend und erschütternd war, so konnten sie das Würkliche vom Scheinbaren, die Ursache von der Würkung, und diese wieder von dem was die ungebundene Phantasie, oder die stark erregte Empfindung dazu setze, nicht unterscheiden. Erinnerungen der Vergangenheit; Blicke in die Zukunft; Ahndung von verborgenen übermenschlich würkenden Kräften — die nothwendig, ihrem sichtbaren

Einflufs gemäfs, personificirt werden mufsten — flossen mit der Wahrnehmung der Gegenwart, und dem lebhaften sinnlichen Eindruck des Augenblicks in Eins zusammen, mufsten das Gefühl bis zur Begeisterung erhöhen, und den Begriff einer fortdauernden Wechselwürkung des Sichtbaren und Unsichtbaren hervorbringen. Jedes Ereignifs stand im Zusammenhang mit allen Gefühlen und Vermuthungen die es erregte, mit allen Bildern die es aufrief, mit seinem ganzen psychologischen und mythologischen Gefolge, als ein unzertrennbares Ganze vor der Seele und in der Phantasie des Menschen da, und ward in seiner Bildersprache übergetragen, die schon an sich, alles Geistige versinnlichet, alles Todte belebt. Religioses Gefühl und Vaterlandsliebe mufsten nothwendig die ersten Gegenstände dieser sich allmählig entwickelnden Fähigkeit seyn. Auf das erstre wies ja alles sie hin, und das zweite mufste daran sich anschliessen, weil sie in der

Gottheit den Hausvater, Lehrer, Gesetzgeber, Richter und Beschützer sahn. Beide Gefühle begünstigen die Poesie; oder vielmehr sie sind, die wahre eigentliche Poesie der Menschennatur. Sie erlauben, erfodern sogar einen hohen Schwung der Gedanken, ein lebhaftes Wellenschlagen der Empfindung, einen bilderreichen, kraftvollen Ausdruck. Als Erzählung eines Vorfalls, einer Reihe von Empfindungen und Handlungen der so thätig in einander greifenden Götter - und Menschenwelt, ward dieser Ausdruck zum Epos; als Strom der vollen Gefühle der tiefgerührten, entzückten Seele, ward er zur Hymne, zum Psalm! Laut, feurig und kühn mufsten die Töne der Freude, des Danks, der Liebe, ja auch der Furcht und des Bittens erschallen, um durch Wolken hinauf in die väterliche und königliche Wohnung zu dringen, und auch um die Gemüther mächtig ergreifen zu können.

Nur mit einzelnen, flüchtigen Zügen habe ich

es andeuten können, wie ich mir's denke, dafs die Poesie im Schoofs der Natur geboren, am Busen der grofsen, allgemeinen, Mutter erzogen ward. Sie mufste mehr das Werk der stillen Beschauung seyn, als des Handelns und Würkens; mehr einer leidenden, empfänglichen, als einer in äussere Thätigkeit gesetzten Kraft. Im Gewühl heftiger Leidenschaften und mächtiger Thaten, ward nur der Stoff gegeben zu Gesängen, die, in einsamer Mufse ausgehaucht, der fernsten Zukunft wiederhallten. Und wenn ein Held auch Dichter war, so war er's wie Ossian, in ländlicher Ruhe, oder am Abend des Lebens, wenn heilige Erinnerung der Vergangenheit Bilder zurükrief, Geister seiner Thaten ihn umschwebten, und selbst die Schilde in seiner Väter Hallen ihm melodische Töne zulispelten.

In unsern Tagen? — Ach! es wäre gar nicht zu verwundern, wenn die Poesie unter uns verstumm-

tz; wenn sie ihren Flug von uns ab, zu andern Regionen wendete — wenn es, wie ich hoffe, deren noch im grofsen Weltall giebt, wo Jugend des Daseyns, Unschuld, Einfalt, Herzenswärme, und kindliches Anschmiegen an die Natur, denkenden Wesen ein Glück erhalten, dem wir im Lauf der Zeiten entwachsen sind.

Liebling und Veredler der Muse Theokrits, zu frühe entflohener Geist des treflichen Gefsner! Aus welchem Engelarkadien kammst du herab auf die Erde, und brachtest ihr noch einmal die Morgenröthe der Unschuld und Liebe, die Blüthe zarter Gefühle und lieblicher Lebensfreuden zurück? Woher nahmst du den Zauber, der selbst ein verdorbenes Zeitalter aufmerksam machte, ein schwindelndes Geschlecht zu fesseln vermochte? Ach! aus dir selbst — und das ist mein freudiger Glaube an nie aussterbende Menschenwürde, an nie versiegenden Einfluls der Natur — einzig aus dir

selbst, ohne fremde Beihulfe von Kunst, von Gelehrsamkeit; ohne alle Gelegenheit zur äussern Ausbildung durch regelmäfsigen Unterricht; einzig aus dir selbst, und dem fleifsig stillen Anschauen der schönen Naturscenen deiner Schweizerwelt, entsprangen sie die reizenden, lebendigen Gestalten, die du mit höchster Anmuth und Wahrheit gemahlt und gesungen hast. Aber auch Du, mit der kindlichen Einfalt des Sinns, mit der anmaafsungslosen Herzlichkeit, mit dem ungetrübten Spiegel des Gemüths, der nur Schönheitsbilder aufnehmen konnte, den nie ein Hauch der Thorheit und Bosheit befleckte — wärest du dreifsig Jahre später geboren, unter uns lebend, in dieser barbarischen Aufklärungszeit, und hatte dich Nothwendigkeit und Verhältnifs an gewinnsüchtiges Gewerbe, an abstumpfenden Umgang, an Seel verdörrende Politik gefefselt — wurdest du auch dann noch **solche** Töne gefunden haben für Unschuld,

Schönheit und Liebe? Züge für deine Gemälde voll zarten Lebens und himmlischer Ruh'? — Und würdest du jezt Eingang finden in Ohr und Herz?

Wir sind ja so klug! viel zu klug, gelehrt und geschäftig, um Poesie lieben und genieſsen zu können! Etwa die jüngere Schwester, Dichtkunst, diese kann uns die wiſsenschaftliche Kenntnis der Alten, ästhetische Regel, und ein gebildeter Geschmack schaffen und erhalten. Schön und gut sind diese Dinge! — und möchtest du wachen, Genius meines Vaterlandes, daſs sie nicht, zwischen rasender Gleichheitswuth und erstarrender Despotie eingeengt, beiden verdächtig und verhaſst, verdrängt und zertrummert werden. — Wohl vermögen sie Meisterstucke hervorzubringen, die an Zierlichkeit, Glanz und Vollendung jene Naturprodukte der alten Welt übertreffen. Aber können sie das ersetzen was an achter, freier, ich möchte sagen sich selbst unbewuſster Begeisterung fehlt? Jenen be-

rauschenden Trank aus dem ersten frischen Becher noch ganz unverkünstelter Naturgefühle? Das lebendige Anschauen der Gegenstände, nicht wie sie durch Meinung und System eingekleidet sind, sondern wie sie in ihrer reinen grofsen Urgestalt, in kühnen Umrissen und mannigfaltig wechselnden Formen, majestätisch und wundervoll auf unverdorbene Sinne würken? Die ganz menschliche Art zu sehen, zu fühlen, zu mahlen, zu lehren; nicht als Philosophen dieser oder jener Schule, nicht als Schriftgelehrte dieser oder jener Secte, nicht als Politiker, noch Allwisser, noch witzige Köpfe, sondern einzig als Menschen, das heifst, als brüderliche Kinder des Himmels und der Erde, immer von den Sinnen abhängig, und immer anstrebend nach übersinnlicher Erkenntnis und Freude? Und dann der originelle, naive, kraftvolle Ausdruck; das reiche Farbenspiel einer noch unabgestumpften, fesellosen Phantasie; das Bewufstseyn auf

Sinn und Geist andrer mächtig zu würken, den Strom von That und Empfindung mit fast göttlicher Kraft zu lenken? — Und wie vieles noch, wohin die Kunst auch in ihrer höchsten Vollkommenheit nicht reichen kann? Auch sie ist zwar ein göttlicher Funken in uns; aber jene höher lodernde hellere Flamme vermag sie nicht anzuzünden, wenn sie unter dem Schutt von Jahrhunderten verlosch; eben so wenig als sie vermag unserm schwächern Menschengeschlecht die hohe kraftvolle Bildung und Gestalt, den stählernen Nervenbau, das ausdauernde Lebensalter unsrer rüstigen Ahnen wieder zu geben.

Und wenn wir auch wirklich wahre Dichter haben — wie ich denn oben einen nannte und noch einige mir sehr theure Namen hinzusetzen könnte, dürft' ich nicht als gewifs annehmen, dafs sie meinen Lesern hell genug in Kopf und Herz geschrieben stehn — wenn die unerschöpflich reiche und gütige Natur noch je zuweilen einen starken,

muthvollen Geist hervorruft, dafs er im ersten Feuer der Jugendkraft sich hinaufschwinge, über alle die Formen und Fefseln die uns auf jedem Schritt aufhalten, leiten, beschränken — wo ist seine Welt? Gewifs nicht da wo kleinliche Leidenschaften, bunt verworrene Wünsche und Anmaafsungen, eine ewige Gährung erhalten; wo dürre, ängstliche Geschäfte, Modezwang, steifer Wohlstand, und drückende Verhältnifse aller Art, den Saft des geistigen Lebens austroknen.

Ach! die feinste und edelste Seele kann da nur selten, nur wie im Fluge, einen Augenblick des reinen Selbstgenufses erhaschen, wo sie frei und warm genug sich fühlt, um sich der Erscheinungen zu freuen die aus der idealischen Dichterwelt zu ihr herüberschweben.

Der Sinn für Poesie erfordert schon an und für sich eine glückliche Organisation, ein zartes, lebhaftes und richtiges Gefuhl; ja was noch mehr ist,

es erfordert Muth, mitten unter Menschen, die diesen Sinn nicht haben, die zu stumpf, zu zerstreut, zu wenig gebildet, oder zu verdorben sind um den Schwung erhabner Empfindungen zu folgen und zu verstehen; es erfordert, sag' ich, ungewöhnliche Kraft, sich das Seelenorgan nicht rauben, zerstören, oder doch verstimmen zu lafsen.

So wie die Poesie Schoofskind der Natur ist, so mufs auch der Dichter ihr Vertrauter, ihr Busenfreund seyn. Wenn er würklich dichten, nicht blofs Verse machen will, so mufs er in demjenigen Kreis, den man — uneigentlich genug da er meistens sehr einförmig und beschränkt ist — grofse Welt nennt, nicht zu Hause gehören. Es ist nüzlich und gut, dafs er sie als beobachtender Fremdling durchgereist sey, und ihre Erscheinungen nach Werth und Gehalt geprüft habe; aber er darf ihre Gesetze nicht anerkennen, in ihre Formen nicht einpassen, nicht ihre Sprache zur seinigen

machen. Selbstständig und frei mufs sein Geist im grofsen Gebiet der Natur umherschweben; keine Fefseln tragen als die, welche reine Sittlichkeit und Feinheit des Geschmacks ihm auflegen; keinen Zweck kennen, als das Schönheitsideal das ihm vorschwebt zu erforschen, zu ergreiffen, zu verstehn, und darzustellen in möglichst lebendiger Kraft.

Wie ansteckend Ton und Vorurtheile des Weltlebens sind, kann niemand besser beurtheilen als der Dichter selbst, wenn er die höchst verschiedenen Würkungen seiner Arbeit auf die Gemüther seiner Leser beobachtet. Der Geschäftsmann der das rührendste genialische Gedicht für Zeit verderbende Tändelei erklärt, wenn es ihm mitten unter seinen Akten und Rechnungen in den Weg kömmt; der feine Herr der genug zu thun hat dafs er die täglichen Vorfalle seiner wichtigen Pygmeenwelt combiniere und calculiere; der viel zu zerstreut ist, um dem Sinn einer einzigen Strophe in irgend

einem nicht ganz galanten Liedchen nachzudenken; die hübsche Dame auf deren Putztisch ein poetisches Werklein sich verirrt, die beym flüchtigen Hineinblicken das Näschen rümpft und es bald gähnend weglegt weil sie findet, es sey *bien obscur*, *bien sentimental* alle diese Menschen — doch nein! nicht alle, aber wohl einzelne unter ihnen, kommen aufs Land, bleiben sich selbst überlassen, erwachen allmählig aus dem Taumel rauschender Zeitvertreibe und bunt verworrner Lebenszwecke; kalt und todt ist anfangs alles um sie her, sie kämpfen mit Unmuth und Langeweile, und die Elasticität der menschlichen Seele strebt Mittel auszufinden, der quälenden Leere zu entgehn. Sind nun ihre Sinne noch nicht ganz erschlafft, ihr besseres Selbst noch nicht ganz getödtet, so würkt allmählig die

„Magie der Zauberinn Natur„ —

Ihre Brust hebt sich freier der Morgensonne entge-

gen, von Ahndungen neuer unbekannter Freuden, wie vom Blumenduft umweht. Sie finden nicht Wort und Ausdruck in sich selbst für das was sie sehen und fühlen; poetische Gemählde sind ihnen dann willkommen; unter der Anführung des Dichters entwickeln sich Bilder, Gedanken, Gefühle; sie finden Wahrheit und Leben, wo sonst der todte Buchstaben sie aneckelte u. s. w. Und wer kann berechnen welche Frucht sittlicher Veredlung das flüchtige Saamenkorn hervorbringen mag?

Diese Bemerkungen, die jeder der Menschen beobachtet machen kann, mögen dem Dichter Trost geben, wenn er selbst, in jenen steifen Kreisen, eine Kopflähme empfindet, wenn er unter dürren Geschäften verdorrt; sie mögen ihn tolerant machen gegen schiefe, kalte, einseitige Urtheile die er oft sogar von verständigen Weltleuten über die Poesie fällen hört. Auch dem besten und hellsten Kopf mag es schwer werden bey Wintertagen, in einem

verschlofsnen Zimmer, und vollends unter zerstreuenden Gegenständen, mit Theilnehmung und wahrem Gefühl Dichter zu lesen. Dramatische Vorstellungen machen hier eine Ausnahme, indem sie Bezug aufs thätige Leben, auf gangbare Leidenschaften und Vorfälle haben. Sonst kann auch wohl der hohe Reiz des poetischen Mechanismus, die eigne Gegenwart des Dichters u. s. w. das Gemüth in eine Wallung bringen, die das ersetzt was an Täuschung von aufsen fehlt; und so werden auch Winterstunden erwärmt und belebt. Aber ohne solche Mitwirkung individueller Umstände bleiben poetische Schilderungen kalt und fremd, wenn nicht der hohe Vollklang der lebendigen Natur sie begleitet.

Da sich nun immer mehr und mehr alles zum städtischen Leben und zu öffentlicher Bedeutsamkeit drängt; da beinahe nur noch allein die ungebildete, lasttragende Menschenklafse Fluren und

Haine bewohnt — die freilich kein arkadisches Leben führt, und nicht Musse hat ihre Freuden und Leiden in harmonischen Tönen zu erzählen — so ist es gar nicht anders möglich, als dafs die Poesie um so viel im Werthe fallen mufs, als alle Geistesprodukte steigen, die Bezug aufs äussere Leben haben, Stoff geben zur Unterhaltung im alltäglichen Gesellschaftskreise, mit leichter Mühe einen Vorrath gangbarer Ideen in den Kopf bringen, oder mit geringer Anstrengung der Seelenkräfte eine leere Stunde tödten.

Und nun vollends in einem Zeitpunkt wie der gegenwärtige, wo alle Erwartungen gespannt, alle Leidenschaften rege sind, alles Interesse sich reibt, und Millionen Funken hervorsprühen, die freilich nicht alle zünden, aber doch oft fur die Ruh' und Wohlfarth ganzer Staaten und einzelner Individuen gefährlich sind; ein Zeitpunkt wo es auch dem seichten, ungebildeten Kopf leicht wird ein gewis-

ses politisches Geschwätz mitzuführen und sich dadurch eine Bedeutsamkeit zu geben, wo die Besseren gern sich schweigend zurückziehen und in ängstlicher Stille den Ausgang der drohenden Gewitterscenen am politischen Himmel erwarten — ist es zu verwundern, dafs in einer solchen Zeit Sinn und Geschmack für höhere, feinere Bedürfnisse, für alles was auf reinen, stillen Selbstgenufs des Geistes Bezug hat, verschwinden mufs?

Soll und darf nun diese überhandnehmende Richtung des Geschmacks den Dichter abschrecken, Dichter zu seyn? Das hiesse von einem Menschen, der mit gesunder Eſslust an einem wohlbesetzten Tische sitzt, fordern, dafs er kein Verlangen zum Eſsen habe, weil kranke und übersatte Menschen um ihn her die Speisen nicht berühren mögen; es hiefse von der Nachtigall fordern dafs sie nicht singen soll, wenn sich niemand einfindet sie anzuhören. Ist

nicht Poesie auch Instinkt höherer Naturen? Soll ihn der Geist des Zeitalters tödten, mit allen seinen Schönheiten und Freuden, die nicht allein den gegenwärtigen Augenblick verherrlichen, sondern auf die entfernteste Zukunft würken? Was soll dem Menschen heilig bleiben wenn Wind und Wetter in der sittlichen Welt den Gang seines Geistes, seines Gefühls, seiner Fantasie, das heifst, sein innerstes wahres Selbst, wie ein steuerloses Schiff, auf und nieder treiben?

Mir scheint eine gewifse Seelengröfse darin zu liegen, nicht mit dem Strom zu schwimmen der allen feinen geistigen Genufs zu verschlingen droht, sondern bescheiden und still auf den innern Ton seines eignen Geistes zu horchen, und ihn auch wohl laut werden zu lafsen, wenn ein reines Bewufstseyn, dafs es ohne Anmaafsung und Eitelkeit, mit einiger Hoffnung nützlich zu seyn geschieht, das Bedurfnifs der Mittheilung begleitet.

Traurig ist es dafs unsere gröfsten Geister anfangen den nachtheiligen Einfluſs von dem ich sprach zu empfinden, und um so schmerzlicher als sie gegründetere Rechte an warme Dankbarkeit der Zeit und Nachwelt sich erwarben. Wer kann es ihnen verargen dafs sie, unwillig keinen reinen Wiederhall hervorrufen zu können, in ihre bewährte Gröfse sich hüllen und schweigen? Ihnen mag etwas Bitterkeit erlaubt seyn. Geringeres Verdienst und Talent wagt weniger dabey wenn es vergefsen und übersehen werden sollte, und mufs nicht seine Laufbahn unterbrechen, nicht von fremder Einwürkung regiert, sich aus der mit eigner Kraft erwählten zu einer andern hintreiben lafsen, noch weniger in dumpfe Muthlosigkeit sich vergraben. Ein solches Anschmiegen an den Geist der Zeit halt' ich mehr für Schwäche, oder für verdeckte Eitelkeit, die sich gekränkter Anmaafsungen bewufst ist, als für bescheidnes Zurücktreten, und ich ahnde sehr

nachtheilige Folgen davon für die Fortschritte des Menschengeschlechts in sittlicher Bildung.

Ich weifs dafs einige unserer neuern Weisen die Poesie — nicht eben verachten — aber doch für etwas sehr entbehrliches halten; für liebliches Lallen der noch unmündigen Menschheit, für Blüthe des Geistes die der reifenden Frucht weichen müsse. — Es mag seyn! Doch weh' uns, wenn mit der reifenden Vernunft eisgraue Weisheit heraneilt, und uns dem Verwelken, dem Verdorren zuführt, nachdem wir versengt wurden durch die Treibhaus-Sonne der Encyklopedisten-Philosophie! Weh' uns wenn wir des duftenden Kranzes nicht mehr achten, den, uns zu erquicken und immer wieder zu verjüngen, jene Himmlische uns reicht! Wenn wir nicht, so gut es die rauhen, stürmischen Lüfte gestatten, ein Frühlingsbeet noch pflegen wollen neben dem herbstlichen Felde?

Und ach! wie hat die Sichel der Aufklärung

schon gemäht? Was wird sie uns wieder geben für alle jene Freuden eines zarten Schönheitsinns, einer reichen, warmen Phantasie, die wie Bienen auf der Blüthe, schaffend und geniefsend, auf allem Schönen, Lieblichen und Grofsen der Schöpfung schwebt? Für jene Freuden der Ahndung, der Täuschung, der sanften Melancholie, und aller dunkeln Gefuhle, die mit leisem und doch kühnem Flug, über die enge Grenze der Sinnlichkeit hinaus, in ein freieres, höheres Daseyn hinuber zu schwärmen wagen?

Werden wir immer einseitig bleiben? Und weil wir gelernt haben den Lichtstrahl zu spalten, wollen wir immer nur mit der einen oder andern seiner Farben spielen, statt die volle Wurkung seiner Glut in Einen Brennpunkt zu vereinigen? Wollen wir nie für Denk- und Gefühlskraft gleiche Achtung hegen? beide in gleichem Maafs bilden, entwickeln, berichtigen, durch die reinste Harmonie

fest zusammenknüpfen, und so durch- und miteinander vervollkommnen? Warum denn sollte Gefühl durch Vernunft, Biedersinn und Herzenseinfalt durch Politik und Weltklugheit, Einbildungskraft durch Prüfungsgeist, Begeisterung durch Abstraction, Poesie durch Metaphysik verdrängt werden?

Wenn es der reifern Menschheit zum Bedürfnifs geworden ist, sich selbst und ihres Wesens tief verschleierte Gesetze zu erforschen, unreine abgezogene Begriffe an die Stelle von dunkeln Gefühlen oder Erfahrungslehren zu setzen, so kann dieses Streben doch nie ihre Hauptbestimmung werden. Nur eine kleine Anzahl scheint von der Natur selbst dazu erwählt und ausgerüstet zu seyn. Helle, starke, im scharfen Denken geübte Köpfe, können in der Metaphysik Nahrung und Befriedigung finden. Ja, ich begreiffe wie vortreffliche Menschen, aus der grofsen Klarheit und Ordnung womit sie lernen Begriffe entwickeln und berichtigen, zu

der Harmonie der Grundsätze von Pflicht und Willen, die ihr rein gestimmtes Gemüth leicht aufnimmt und bildet, den schönen Wahn einer auf diesem Wege erreichbaren allgemeinen Veredlung schöpfen können; und das um so reiner und leichter, als es leidenschaftlose, stille, zurückgezogene mit den tausendfaltigen Verwicklungen der Verhältnisse und Schicksale unbekannte Menschen sind. Solche Wesen höherer Art, geborne Philosophen, mögen immer aus der Philosophie eine Kunst, eine Wissenschaft machen; mögen wie der Lebensläufer *) sagt, „mit eignem Produkt Commissionshandel treiben„: Ihr Geist fühlt den Beruf, mit verdoppelten Schritten dem Ziel der menschlichen Bestimmung entgegen zu gehn; und ihnen sind vielleicht alle jene Subtilitäten, Zergliederungen und Terminologien die uns andern ein verwirrendes Labyrinth scheinen, nur eine strenge, nützliche

*) Siehe Lebensläufe in aufsteigender Linie. Th. 2.

Anwendung des Thätigkeittriebes. Ihnen hat der ewige Regierer aller geistigen Ordnung die geheime Werkstatt anvertrauet, wo die Vernunft, indem sie die ursprünglichen Formen und Gesetze unsrer erkennenden und wollenden Kräfte erforscht, sondert und in ordnenden Zusammenhang bringt, und darauf ein vollendetes System allgemeingeltender Wahrheiten zu gründen sucht, an ihrer eignen Vervollkommnung und an der Erweiterung des Reichs der Wissenschaften arbeitet. Unaufgehalten durch Stürme und tobende Wellen, ungestört von geschwätzig murmelnden Bächen, mögen sie hinanklettern auf den steilen windenden Pfaden transcendentaler Wissenschaft, mögen Stein und Gebüsch wegräumen wo sie können, und liegen lassen wo sie müssen. Zuweilen werden sie doch auf den Flügeln des poetischen Gefühls, der Ahndung und Begeisterung, über die finstern Klüfte und steilen Klippen hinwegschweben. Sie werden nicht schwindelnd zurücktaumeln, wenn

sie nicht bei jedem Schritt umherschauen, ob die gaffende Menge bewundernd nachfolgt; sie werden nicht verirren, weil sie nicht gleich Licht, Licht! rufen, sobald eine Sternschnuppe fällt; sie werden auch in der höchsten Vernunftregion nicht zu Eis erstarren, weil sie ihr Gefühl heilig halten, und die leisen Töne bescheidener Wahrheit nie ausarten lassen in leeres Geräusch von klingenden Schellen und tönendem Erze.

Und zurückhalten sollten sie selbst die Ungeweihten, Unberufnen, von dieser Region, wo das, was sie nicht zu befürchten haben, allen schwachen Köpfen, blöden Augen und kalten Herzen so oft widerfährt. Sorgsam und schonend müfsten sie die erworbene Beute zur heilsamen Nahrung für alle bereiten, um leicht und verdaulich in Blut und Lebenssäfte überzugehn.

Zu keiner Zeit ist die höchste Anstrengung der Denkkraft auf übersinnliches Erkenntnifs gerichtet die Beschäftigung des grofsen Haufens gewesen. Die

Denker aller Zeiten hatten immer nur wenig ächte Schüler; aber so ganz zum Modetand erniedrigt ward die Philosophie wohl nie so wie jezt. Sonst wäre es mir unbegreiflich wie irgend eine Lehre, irgend ein System habe reifen, sich ausbilden und bis zu uns herüber dringen können; wie nicht alles verweht, verdunstet sey, gleich dem Gemurmel einer brausenden Menge, das in undeutlichen, verwirrten Tönen sich verliert.

Was soll der Lesewelt, diesem bunten, flüchtigen oder trägen Haufen, der weder Fähigkeit noch Lust und Musse hat, sich mit Aufopferung seines angewöhnten Lebens- und Gedanken-Ganges, dem Streben nach Wahrheit zu widmen; was soll ihr der tiefsinnige abstracte Ton, die künstliche Dunkelheit, die abschreckende Dürre, worin gegenwärtig in Deutschland alle Gegenstände des Erkenntnifses, und leider auch des Geschmacks, nur zu oft vorgetragen und verhüllt werden?

Was soll dem weiblichen Geist, von der Natur zu Anmuth, Zartheit und Bescheidenheit bestimmt, und um so viel liebenswürdiger je mehr er der Rose ähnlich sich kunstlos entfaltet, und sich selbst unbewufst süfse Düfte haucht — was soll der Tochter, der Gattin, der Mutter, deren Pflichten so ganz nur von Gefühl geleitet und belohnet werden — was soll ihnen das fremde, ihrer ungeübten Denkkraft gewifs ewig fremde Licht, das sie erkaufen müfsen mit zeitraubenden, ausdörrenden Anstrengungen, die alle Grazien und Scherze mit böser Fehde bedrohen?

Was soll unsrer Jugend — im Ganzen genommen, denn vielgeltende Ausnahmen giebt es hier — was soll ihr das jezt fast ausschliessende Studium einer schweren, täglich schwerer gemachten Wissenschaft, die so mechanisch betrieben zu Lebensgenufs und Lebensweisheit kein Schärflein reicht; die vielmehr, wie manche scharfe Pflanzen, den

leichten, dürren Boden aussaugt worauf sie gesäet wird? Mufs der Baum nicht erst fruchtreiche Zweige tragen und in voller Kraft vollendet stehen, ehe man ihn bis in Keim und Wurzel zergliedert? Werden wir nicht auf diesem Wege eine Schaar von künstlichen Pedanten entstehen sehen, die alle heitre, einfaltige Freude, den schlichten Menschenverstand und die blühende Phantasie, die Anhänglichkeit an Vaterland, Verfafsung und Freunde, ja alle Regungen eines lebendigen Gefuhls, als empirische Kleingeisterey verachten, und aus ihrem Kreise verscheuchen? die mit dem Zergliederungsmefser einer handwerksmäfsig erlernten Methode über alles herfahren, unter einer dunkeln Worttheorie den Mangel an gründlichen Kenntnifsen, an Sinn und Geschmack fürs Schöne verbergen, oder sich wohl gar recht viel darauf zu gut thun, dafs sie — Cosmopoliten, das heifst Indifferentisten und Egoisten sind?

Nur wenige Herzen sind warm genug um dem Kopf so viel Gewalt einräumen zu dürfen; wenige Köpfe klar und fest genug um der strengen Zucht und des sanften Zurufs des innern Wächters zu entbehren, der so wunderbar mit jedem Nerv, mit jeder Fiber verwebt ward, dafs wir ihn im Mittelpunkt aller organischen Krafte zu fuhlen glauben, und ihn „unser Herz„ nennen. Es bedarf wohl nur eines Blicks um uns her, und auf die Abscheu, Angst und Thränen erpresenden Vorfälle unsrer Zeit, um überzeugt zu werden, welche Irrwege die Vernunft geht, wenn sie jene sanften Fesseln der Liebe, des Mitleids, der Hoffnung und Furcht jenseits des Grabes, mit einem Wort, des Gefuhls abzuwerfen vermag. Und nur zu hell leuchtet aus der Flamme, die so unsäglich viel Menschenglück vernichtet hat, der Sinn der Weissagung hervor, den ein Mann der selbst ein bedaurenswerthes Opfer mancher neuer Meinungen

ward, mitten aus dem Standpunkte wo er so viel Weisheit und Gröfse zu sehen glaubte, aus der schreklichen Täuschung erwachend, mit tiefverwundeter Seele niederschrieb *):

„Die Herrschaft oder besser zu sagen die Tiranney der Vernunft, vielleicht die ärgste unter „allen, steht der Welt noch bevor. Wenn „die Menschen die ganze Wirksamkeit dieses „Instruments kennen lernen, welch eine Hölle „um sich her werden sie damit schaffen? Je „edler es ist und je allmächtiger, desto fürchterlicher ist der Mifsbrauch. Die schädlichsten „Würkungen der Elemente sind nichts gegen das „Unheil das die Vernunft stiften wird. Wohl zu „merken, die Vernunft ohne Gefühl, „wie sie nach den Merkmahlen unserer Zeit uns „bevorsteht".

*) S. Forsters Briefe im XIV. Stück der Friedenspräliminarien.

Doch weg den Blick von jenen haſsenswerthen Vernünftlern! Auf den Trümmern jeder menschlichschönen Empfindung, und — warum sollt' ich's nicht sagen? — mancher edlen Täuschung, ohne die der Mensch schnell in Rohheit und wilden Uebermuth verfällt, weil er gleich einem unruhigen Kinde immer träumen, immer spielen muſs, und nur dann am glücklichsten, am besten ist, wenn er heiter träumt und seine Leiden und Mühe bey unschuldigen Spielen vergiſst — Ach! und leider noch mehr — auf den Trümmern der heiligsten Säulen des Gesellschaftsvertrages, haben sie, den unendlichen Urheber unsrer Vernunft verspottend, Sie zum Götzen gemacht, und Ihr Tempel erbauet, wo das Laster unter ihrem Namen vergöttert ward. Auch ohne Rücksicht auf solche — wie man meinen sollte — ewig warnenden Beispiele, ohne für unser beſseres, glücklicheres Vaterland die schreckliche Verfinsterung zu

besorgen, die auf jenen verheerenden Brand folgen wird, so haben wir doch gewifs auch Ursache, die Mächte der Schönheit, der Einfalt und Freude aufzurufen, dafs sie mit ihrem Zauber die Fesseln lösen, die Formen bannen mögen, worin Vernünfteley, Egoismus und Nachahmungsucht uns einzuengen streben, und hingegen das heilige Band zwischen Vernunft und Gefühl immer enger und unauflöslicher knüpfen.

Das Genie und das gute Herz — man erlaube mir diesen durch Modeton und Verklügelung herabgewürdigten Ausdruck, der, so wie die Eigenschaft die er bezeichnen soll, schwerlich durch etwas befseres ersezt werden wird — das Genie und das gute Herz sollten wenigstens unter dem Schutz jener gütigen Laren, von allem, was zwängende Form und beschränkende Theorie heifsen mag, frei gesprochen werden.

Das Genie, diese freilodernde, unbezwingbare, gött-

liche Flamme, soll blitzen, soll leuchten, dafs der Vernunft ruhiges Auge Wahrheiten entdecke, sie prüfen und benutzen lerne. Es darf denn nicht verhindert werden seinen grofsen freien Flug zu nehmen, wenn es auch zuweilen wie der Comet die sichtbare, regelmäfsige Bahn verläfst, sich im Gefuhl seiner Kraft berauscht, oder mit wetterleuchtendem Glanz die Vernunft selbst wohl einmahl irreführt. Bleibt ihr doch das Recht unbestritten Compafs und Regel zur Hand zu nehmen, um den rechten Weg wieder zu finden, und eben durch solche Uebungen und Kämpfe ihre Kräfte zu entwickeln.

Und das gute Herz! diese lieblichste Blume in der sittlichen Welt, dieser schönste Gedanke der Gottheit im Menschen —

„Nach einem Urbild von dort oben,
Aus Engelskraft und Kindersinn gewoben„,

das soll durch milde, immer gleiche Wärme,

Gewächse hervortreiben die auf dem kalten Boden der Vernunft nicht gedeihen könnten.

Möge es denn immer etwas empirisch bleiben, seine Reichthümer hier und da verschwenden, Rosen säen wo nur Dornen wachsen können, Schlangen aufnehmen und pflegen in der eiteln Hoffnung sie würden zu zahmer Dankbarkeit erwarmen — — Schöner Irrthum, liebenswürdige Unklugkeit der reinen arglosen Güte, bleibt ewig frei von Regel und Zergliederung! Wohl, wohl dem Menschen der edel fühlt und gütig handelt, so unausgesezt, so frei und leicht als der Athemzug in seiner Brust sich regt; dem es am unversiegenden Quell der Güte und Liebe, der wie das Licht der Sonne seinem Innern entquillt, zu wohl wird, um zu prüfen und zu grübeln nach welchem Imperatif er handelt, und wie die Categorien heifsen die er instinktmäfsig anerkennt.

Gewifs ist's auch die Absicht unsrer wahren gros-

sen Denker nicht, indem sie sich durch die Labyrinthe des Forschens und Erkennens einen ordnenden Pfad zu bahnen suchen, und Gebäude aufzuführen streben, wo der Zweifelsturm sie nicht ergreifen könne — gewifs ist es ihre Absicht nicht, weder die Gesunden die keines Arztes bedürfen, noch die Unmündigen, denen Milch der Nahrung Noth thut, zu Theilnehmern ihres mühsamen Tagewerks aufzurufen. Viel weniger mag es ihnen einfallen zu verwehren, dafs nicht jeder, nach Maafsgabe seiner Kräfte und Bedürfnifse, in dem grofsen Garten, den die gütigste Hand für Geistesanbau und Geistesgenufs geöffnet hat, herumwandeln, und bald von den höchsten Gipfeln der Bäume, bald von niedrigen Stauden sich Blumen und Früchte sammeln durfe, nachdem er ihrer bedarf und sein Arm sie erreichen kann.

Doch zu geschweigen, dafs die Zahl der edlen, bescheidenen, tief in die Menschennatur blickenden

Denker die einer solchen Toleranz fähig sind, gegen die Schaar die abspricht, posaunt und krittelt, sich wie Eins zu Hundert verhält, so scheint mir auch das blosse „Gewähren lassen" von ihrer Seite bey weitem nicht hinreichend um das Gute zu bewürken, das Böse zu verhindern, das solchen Menschen, kraft eines unzerstörbaren Vorrechts, zu bewürken und zu verhindern obliegt. Warum sollten sie die sittliche Ausbildung ihrer Zeitgenossen als ein öffentliches Gemeindefeld betrachten, wo ein jeder nach Gefallen anbauen oder verwüsten, ausdörren oder überschwemmen darf? Warum nicht viel mehr, ihres grossen Berufs eingedenk, den so leicht verwilderten Boden in freundlicher Obhut behalten, und nie ermüden gerade dasjenige zu säen und zu erziehn was am nüzlichsten darauf gedeihen kann? Nur dieser sorgfältige Anbau, nur die reiche Aussaat des Schönen und Wahren aus ihren Händen, kann

dem Aufwuchs des verderblichen Unkrauts abwehren, das von allen Seiten zufliegt, und nur zu willig aufgenommen wird.

Vielleicht treibt eben die eingreifende Tonlosigkeit, die egoistische Gleichgültigkeit gegen alles geistig Schöne, bey dem täglich zunehmenden rastlosen Streben nach Genufs der Sinne und der Eitelkeit; vielleicht treibt die Freudenarmuth im öffentlichen sowohl als im Privatleben die bessern Menschen zum tiefsinnigen Forschen nach metaphysischer Erkenntnifs, als zur einzigen untrübbaren Quelle eines reinen Selbstgenufses hin. Um so mehr sey jeder menschenfreundliche Weise gesegnet, der mit edler Selbstüberwindung sein Herz zu täuschen, seinen gerechten Stolz zu bekämpfen strebt; der neben den Arbeiten, die er seinem eignen Geiste und dem ihm vorschwebenden Ideal der Menschheit weiht, doch auch für sein Zeitalter, so undankbar, so unempfänglich, so ver-

stimmt und verschroben es seyn mag, human und practisch schön, und allgemein verständlich schreibt und lehret, als wolle er geliebte Kinder zur Wahrheit und Freude führen; als umwehe ihn der reinste Hauch aus den befsern Zeiten morgenländischer Begeisterung, griechischer Anmuth und römischer Kraft.

Wohl wäre es besser, wenn im Ganzen weniger geschrieben und gelesen würde. Wer bezweifelt das? Wem eckelt nicht die sinnlose Lesewuth unsrer Tage? Doch nur leise und allmählig mufs dieser Dämon geleitet, beschränkt werden. Einen fürchterlichen Stofs würden Cultur und Sittlichkeit erhalten, wenn er aus Mangel an Nahrung plözlich verschwinden müfste. Und obwohl dieses nicht zu befurchten ist, so könnte es doch eine Gattung von Lesern geben, der vor zu starker Speise grauet, vor zu loser eckelt; deren moralischer Sinn dem schwachen reizbaren

Magen gleicht, für den eine zwar nahrhafte, aber äuserst sorgsam gewählte, fein zubereitete und leichtgewürzte Kost, das einzig dienliche Nahrungsmittel ist; eine Gattung die, gewohnt auf dem grofsen Ocean der Mode auf und ab zu segeln, und nur immer nach neuen Erscheinungen sich umzusehn, bald nicht mehr wissen wird wohin sie sich wenden soll um etwas zu finden welches ihr genieſsbar und erspriefslich sey. Hier stöſst sie auf eine dichte Wolke von Systemen, Theorien und Definitionen, wo selbst das Wahre und Schöne in den Nebel eines abstrakten Vortrags, einer dunkeln Methode, einer schwerfälligen unbekannten Sprache eingehüllt, für den gemeinen Menschenverstand unbrauchbar wird, und den nachahmungssüchtigen schwachen Kopf in Verwirrung bringt; dort auf ein buntes Chaos von Mefsprodukten, wo aus dem Gewirre verstimmter oder überspannter Instrumente nur höchst selten sich ein Ton er-

hebt der reines, sanftgemässigtes Gefühl und brauchbare Lebensweisheit in der Seele des Hörers erweckt — und ach! wie fürchterlich schnell verklingt, wenn es auch zuweilen scheint, ein solcher Ton könne rein und wohlthätig würken.

Ein schlimmer Unhold treibt jezt vollends mit unsrer Lesewelt sein Spiel, und drängt mit einer vielbedeutenden Mine, welche auch die Vernunftigern täuscht, von allen Seiten und in ganz entgegengesetzten Richtungen auf uns ein. Ich meine den sogenannten Geist der politischen Denkfreiheit und Aufklärung, der leider sehr ausgeartet, und eben so wohl als Ritter- und Gespenster-Legenden zur Fabrikwaare geworden ist. Dieser so weitumfassende wichtige Gegenstand, der so tiefe Kenntnisse, eine so reife Einsicht, einen so gemäfsigten Sinn, und ein so reines Hertz erfodert, sollte, zumahl in unsern mifslichen Zeiten, nur von sehr geschickten, sehr redlichen Händen bearbeitet werden. We-

nigstens sollten die Leser — durch schreckende Beispiele gewarnt — mit einer eben so genauen Sorgfalt bei der Auswahl solcher Schriften verfahren, als ob sie sich in Gefahr wiſsten, ein zerstörendes Gift mit Nahrungsmitteln einzuschlürfen. Und den unmöglichen Fall gesezt — dem zum Unglück unsrer Zeiten die Erfahrung nur zu sehr widerspricht — gesezt, das freche, unbesonnene Vernünfteln über Regierungsform und Staatswissenschaft brächte nichts schlimmers hervor, als daſs ein dürrer, unverträglicher, ausschlieſsender Ton in Schriften und Gesprächen herschend würde, so ist das wohl hinreichend, jedem feindenkenden, gebildeten Menschen ein Leben zu verleiden, das er an allen Grazien des Umgangs, an allen Gaben der Musen verarmen sieht.

Nein, ihr heiligen Mächte, die ihr aus dem dumpfen Schlaf, in den euch roher Zeitgeist bannte, wie durch einen Zauberschlag berührt, mit Schä-

zen der Vorzeit bereichert, für Germanien erwachtet, und so wunderbar schnell, schnell wie ein warmer Frühlingsregen Keime und Blüthen treibt, des Guten und Schönen so viel bey uns aufgerufen habt; verlafst uns nicht, ihr freundlichen bildenden Mächte! Begeistert eure Geweihten mit heifsern Flammen, und festerm Muth die Würde zu behaupten, der vielleicht unter allen jezt lebenden Völkern keins näher und fähiger ist, als es die Deutschen seyn können, so bald sie den Gedanken recht verstehen und mit Selbständigkeit ergreifen wollen: Die Würde einer ächten, in sich selbst harmonischen, auf unverkünsteltes Bedürfnifs der Menschheit, und richtiges Gleichgewicht der Seelenkräfte gegründeten Ausbildung.

Lafst sie nie vergessen, dafs der Mensch, dieses so wunderbar zusammengesezte, zwiefache Kunstwerk, freilich wohl auf Augenblicke sich über die Ster-

ké hinaufschwingt, aber schneller und bleibender in sumpfige Tiefen hinabgleitet, wenn nicht die Kräfte, die in seinem eignen Wesen liegen, einstimmig aufgerufen werden, ihn sanft emporzuheben, oder doch schwebend zu erhalten zwischen den Höhen die er in seinem Erdeleben nie erfliegen kann, und den Tiefen die er nie berühren darf.

Sie mögen stolz seyn und sich freuen dafs aus dem lang verwirrten Gewebe von Meinungen und Lehren, sich unter ihren Augen, in ihren Händen, die schöne Wahrheit immer heller und fester zu entspinnen beginnt, die nur im reinen Willen des Menschen Würde und Vollkommenheit zeigt; dieses Willens Gesetz unverkennbar und unumstöfslich aus des Menschen eignem Bewufstseyn schöpft; ihn lehrt sich selbst und die ganze Menschheit als Zweck betrachten, und diesen Zweck, weit über eigennüzige Triebe und schwankende Hoff-

nungen hinaus, nur einzig darin zu setzen, der Glückseligkeit würdig zu werden, die er eben deshalb zuversichtlich erwarten darf, weil aus diesem erhabenen Gesetz in ihm das Daseyn einer gesetzgebenden und vergeltenden Macht erkennbar und bewiesen ist. Wenn aber der Stolz eines so grofsen, reinen Erkennens, diejenigen die dahin gelangten es ganz durchzuschauen und zu umfafsen, in so weit irre fuhrt, dafs sie die Menschennatur, und ihr, aus so unzähligen, vielfachen Fähigkeiten, Regungen und Empfänglichkeiten zusammengesetztes Bedürfnifs verkennen, und wähnen sollten, der reine Wille könne mehr durch Erkenntnifs als durch Trieb, mehr durch abgezogene Begriffe als durch lebhafte Bilder, mehr durch Verstandsurtheile als durch Erfahrungslehren, mehr durch ein künstlich entwickeltes, kalt aufgestelltes, und nur dem scharfen Denker einleuchtendes Vernunftgesetz als durch unmittelbare göttliche Vorschriften, durch

schmeichelnde Hoffnungen und schreckende Warnungen geleitet werden — dann mögen sie rund um sich her und in den Tiefen der Vergangenheit mit prüfendem Blicke schauen, und im buntverschlungenen Gewebe aller menschlichen Existenz nur Einen und immer den nämlichen Grundtrieb erkennen; den allmächtigen, unter tausend Gestalten, freilich bald engelgleich, bald satanisch würkenden Trieb nach Glückseligkeit. Wenn es nun der schaffenden Weisheit nöthig schien den rauhen Weg der menschlichen Vervollkomnung mit den bunten verwelklichen Blumen des Verlangens, des Hoffens und Wähnens, der Phantasie und Sinnenlust zu bestreuen; wenn sie zugab dafs die Begriffe von Glückseligkeit und Würdigkeit in wechselnder Vermischung bald als Zweck, bald als Mittel, immer die grofse Feder in ihrem Kunstwerk ausmachten — warum sollten wir strenger, ängstlicher als die Natur, einen engern Pfad aufsuchen,

und durch zu starkes Hinleiten der Seelenkräfte auf Thätigkeit des Verstandes in Gefahr kommen die lebendige Quelle alles Guten, das ächte Gefühl, ausdörren zu sehn? Warum nicht Euch als Gehülfen, als Schuzgeister anerkennen, ihr Mächte der Schönheit und Freude! Ihr vom Hauch des Vollkommensten ausgesandt, die Seele mit den edelsten Keimen der Tugend zu befruchten, sie zur Reife zu treiben, und zu schützen vor so Vielem in und ausser uns, das sie zu zernagen, zu erstarren droht!

Aber, sagen die Anhänger des absoluten Vernunftgesetzes, aber ihr werdet verkannt! Eure Reize verblenden das schwache, kurzsichtige Geschöpf, berauschen seine Sinne und erschlaffen seine Kräfte, dafs es zum ernsten, strengen Kampf der Tugend unfähig wird. Bald wird es von täuschenden Stimmen, die es für die eurigen hält, auf gleitende Abwege verlockt; taumelt in Abgründe

der Sinnlichkeit, und fröhnt den niedrigsten Götzen, für die es eure Namen entweiht!

Nur zu wahr! aber doch nur wahr für Zöglinge der Verkünstelung, denen ihr nie in euerer wahren, majestätischen Gestalt erscheint; die euch nur auf der Bahn tändelnder Scherze, gleifsender Täuschungen, und augenblicklicher Befriedigung suchen!

Wer mit unverletztem Organ die Eindrücke der Gegenstände aufnimmt; wer nicht so unglücklich war, zu fruh von dem grofsen Schauplaz der Natur hinweg, auf die Marionettenbude des Weltlebens geschleudert zu werden; wer den Maafsstab des Grofsen und Wahren, der jedem denkenden Wesen verhältnifsmäfsig anerschaffen ward, nicht mit dem verwechselte, welchen die ausgeartete Selbstliebe, die Verwicklungen der Gesellschaft und die Gährung losgezügelter Leidenschaften angeben; wer gelernt hat auch in der heifsen Thräne der

leidenden Unschuld und der gekränkten Güte einen Tropfen eures köstlichsten Balsams zu geniefsen, und im zermalmenden Kampf gegen sein eignes Herz euren erquickenden Hauch zu fühlen; wer Schutz gegen die Geisselhiebe des Schicksals und Ersatz für den Unbill der Menschen an euren Altären fand — o der wird ihnen nie entweichen, um glut- und wesenlosen Irrlichtern nachzujagen. Unbefriedigend scheint ihm jedes Streben, jeder Genufs der mit der Empfänglichkeit für geistige Freuden, mit Verlust des innern Friedens und des Frohblicks auf sich selbst erkauft werden mufs. Sein Gefühl das immer lauterer, immer zarter wird, je freier und inniger es sich an wahre Schönheit anschliessen lernt, schüzt seine Vernunft vor gefährlichen Verirrungen; und sie dagegen verarbeitet durch Prüfung und Erfahrung den edlen Stoff, den es ihr darbietet, zu hellen Begriffen und Grundsätzen von Recht und Pflicht. So wandelt er

auf einem Wege, wo ihn freilich zwischen den Blumen die er pflückt auch mancher scharfe Dorn verlezt; wo er sich oft einsam findet und sogar verspottet sieht; wo aber öfter noch, mitten unter drohenden widrigen Gestalten, die edelsten Denkmähler der Vorzeit, die entzückendsten Bilder der Zukunft, vom schönen Licht der Phantasie beleuchtet, ihm erscheinen, und gelangt eben auch dahin wo der kalte Denker sich durch mühsam verschlungene dunkle Pfade hingearbeitet hat. Und — welch ein Gewinn für die Menschheit! — der begeisterte Wandrer behält Muth und Wärme genug, um von den lichten Höhen, die er zuweilen in glücklichen Stunden erreicht, seine Brüder mit Trost- und Jubelgesangen zu begrüfsen, um ihren Geist aus trägem Schlummer zu wecken mit einem lauten feurigen Zuruf, der, wenn ihn ächte Schönheit beseelt, noch durch die Tiefen ferner Jahrhunderte wiederhallt!

Laſset denn, ihr Mächte des Lebens, ihr Zeugen und Lehrer der Gottheit, laſset sie nie verstummen die Zaubertöne, die euch mit erhabenem und lieblichem Wohlklang durch die ganze Schöpfung verkündigen, und jedem Ohr verständlich, jedem Herzen fühlbar, auch da eindringen wo abgezogene Verstandsbegriffe kein empfängliches Organ finden, sondern klanglos verhallen würden, wie der Schall in einem luftleeren Raum.

Laſst sie leuchten mit Sternenschrift am unbegrenzten Himmelsbogen, eure Lehren von Gottheit, Humanität und Unsterblichkeit; laſst sie strahlen im Glanz der aufsteigenden Sonne, und im falben Abendroth verdämmern; laſst sie lächeln aus schattigten Thälern und glänzen aus der Alpen ewigem Schnee; schweben und schäumen auf den blauen Wogen des Meers; donnernd herabstürzen mit den wälzenden Bergströmen, und in schauervoller Majestät aus den Klüf-

ten der Felsen wiederhallen. Aber auch im Sandkorn, im Wasertropfen, im tausendfältigen Muskelgewebe der niedrigen Raupe, im wohlgeordneten Staat der fleisigen Biene, mögen sie eine Schule des Erkenntnisses eröffnen. Klagen mögen sie mit der Nachtigall, duften aus dem Kelch der Rose, und scherzen mit den Abendlüften auf den bunt gemalten Flügeln des Schmetterlings.

Und o wie viel beredter, wie viel eingreifender noch in das Herz des Menschen, tönen sie ihm entgegen aus seiner eignen, über allen Reiz, alle Vollkommenheit der unbelebten und thierischen Schöpfung verherrlichten Natur. Zum reinsten Einklang mit der grosen Harmonie des Weltalls erschaffen, umfast die Seele das ganze Zauberspiel der Farben und Töne, das von jedem Punkt der Schöpfung ausgeht, um ihre zarten Saiten zu berühren; sie giebt ihm Einheit und Haltung, Darstellung und Leben.

Gewifs ruht diese Kraft mehr oder minder in jedem zum Fühlen und Denken gesund organisirten Wesen; doch zu zart und leise, um nicht bey der gröfsern Zahl, durch Umstände und Verhältnifse früh erstickt, unbemerkt zu schlummern. Aber in glücklichen Organisationen drängt sie sich in verschiedenen Richtungen mächtig hervor, und entwickelt bei einigen das Kunstgenie und die Fähigkeit das Schöne in Formen nachzubilden; bei einigen das zarte Gefühl, das, ohne selbst zu schaffen, alles aufnimmt und geniefst; bei andern eine eigne Sprache, die mit einigen wenigen bestimmten Schwingungen der Luft, die wir Buchstaben nennen, alle jene Herrlichkeit und Harmonie sich zu eigen macht, den verschiednen Verhältnissen und Affecten der Menschheit anschmiegt, und sie alle belebt und veredelt.

Was anders ist die Poesie? was anders als dieses überströmende erhöhte Gefühl, die Fülle von

Bildern, die Klarheit der Vorstellungen, der freie, kühne, doch verfeinerte, und allmählig zum Wohllaut sich ordnende Ausdruck — Gaben die einem feurigen empfänglichen Geiste aus dem reinen Anschauen der Natur zufliefsen; ihn unwillkürlich hinreissen, dafs er die Kraft die er in sich fühlt anwenden mufs, um in den Seelen andrer die Eindrücke von Schönheit und Freude, und alle beseligenden Empfindungen aufzurufen, von denen er so lebhaft durchdrungen ist.

Dafs aber auch diese Kraft des Gemüths, wie jede andere, sich einigermaafsen dem forttreibenden Schwunge der Zeit anschliefsen und die Richtung annehmen mufs, welche die gebildete scharfprüfende Vernunft ihr giebt — wer könnte das bezweifeln, wer beklagen? Wenn gleich der Verstand das Gebiet der Einbildungskraft verengte, um das seinige zu erweitern; wenn die Erscheinungen an Fülle und Neuheit verloren und sich

zum Theil in Resultate auflöseten, so sollte doch das Gefuhl noch Spielraum genug behalten. Zu den unveränderlichen Gegenständen des geistigen Genusses in der Sinnenwelt, die ihm die forschende Vernunft nicht rauben will noch kann, hat es noch den ganzen Schatz von Erfahrung und Erkenntnifs gewonnen den sie täglich zu bereichern strebt.

So wenig die Zergliederungen der Methaphysik Stoff für die Poesie zu enthalten scheinen, so unnatürlich und ungefällig — wenigstens nach meinem Gefuhl — jeder Versuch ausfällt, eine reine Abstraction oder irgend eine tiefsinnige systematische Untersuchung im Schmuck der Dichtersprache vorzutragen, so liegt doch wohl die Incohaerenz nicht sowohl in der Materie als in der Form; oder vielmehr darin, dafs die Materie, nämlich der Gegenstand des Denkens, noch ganz und gar keine Form, keine Deutlichkeit, nichts anwendbares er-

halten, sondern noch schattenähnlich dem Erkenntnisvermögen vorgeschwebt hat. Was eine Anschauung, ein Bewustseyn in der Seele hervorbringen kann, und einer Schönheitsform empfanglich ist, mufs auch bearbeitbar seyn für die Dichtkunst. Ich bediene mich hier mit Vorsatz dieses Worts — das ich oben der Benennung Poesie entgegensezte — weil der Unterschied zwischen beiden in der gegenwärtigen Anwendung auffallend ist. Wie wäre es möglich dafs der Dichter unsrer Zeit, gleich dem Sänger der Vorwelt, sich einzig dem natürlichen Eindruck der Gegenstände die er sieht, und der Begeisterung die sie ihm einflössen, überlassen dürfte; dafs er nicht blofs die Einbildungskraft und das Gefühl welche sich mit dem Anschauen der Erscheinungen begnügen, sondern auch den Verstand der durch lange Uebung gelernt hat ihren Ursachen, Verhältnissen und Zwecken nachzuspüren, und die Vernunft, mit allen Waffen der

Kritik gerüstet, als Zuhörer und Richter anerkennen muſs.

Er wird also durch verändertes Bedürfniſs des Geistes gezwungen, nicht allein Seher und Ausleger sondern auch Künstler der Natur zu seyn, und sich oft seiner Schöpfungskraft, womit er idealische Welten und Göttergestalten hervorzubringen vermögte, zu entäussern, um Gebäude, die er, in unvollkommner Form entworfen, vorfindet, auszuschmücken, sie bequem und bewohnbar zu machen; oder auch um dürre Gerippe von Vernunftsbegriffen, mit anmuthiger Gestalt und glänzenden Farben zu bekleiden, damit sich das Herz ihnen nähern, und vertraulich anschliessen könne.

Schlimm für den Dichter, wenn er, über der Bemühung ein Künstler für sein Zeitalter zu seyn, sich der mütterlichen Pflege der Natur entzieht, und ihre Pfade verläſst. Aber schlimmer noch für sein Zeitalter, wenn es ihn ganz zum Künstler

herabwürdigt, nur diesen in ihm sieht und schäzt; wenn es den Geist in ihm tödtet indem es ihn dem dürren Buchstaben unterwirft; wenn es sich der lieblichen Gebilde, welche der Dichter aus Wahrheit und Täuschung, aus Verstand und Gefühl, aus Erkenntnifs und Ahndung zusammensezt, nicht erfreuen kann, und zu flügellahm ist, um sich ihm nachzuschwingen, in einen höhern freiern Luftkreis, als der ist, den alltägliches Bedürfnifs, Vorurtheil und Gewohnheit beschränken.

Noch bescheint uns die nämliche Sonne, welche den Orpheus und Pindar begeisterte und ihnen den Begriff eines Gottes des Lichts und der Dichtkunst gab; noch schlägt ein Herz in unsrer Brust, aller Regungen fähig aus denen sich allmählig der Traum des sinnlichen Lebens zum geistigen Bewustseyn erhob. Noch fühlen die Bessern unter uns Kraft und Drang die unnützen Fesseln der Mode, des Luxus, und einer engherzigen Selbstsucht abzu-

werfen, und sich durch reinen hohen Selbstgenuſs eine andere, wesentlichere Freiheit zu erwerben als das täuschende Hirngespinnst ist, dem unser Zeitalter voter Blut und Trümmern zum Opfer wird. Beweist nicht die ängstliche Leere, die drükende Sehnsucht, der Ekel der Uebersättigung, und das rastlose Streben nach neuen Erscheinungen und neuem Genuſs, welche selbſt im lautesten Gesäusch der Welt, in der glänzendsten Erfullung der heftigsten Wünsche, auf so vielen Stirnen sichtbar sind, und so viele, gerade der höherbegabten Seelen, wie ein giftiger Mehlthau verzehren — beweisen sie nicht, daſs der Geist, in alle die künstliche Verhältnisse eingeengt, eben so sehr Noth leidet als die Pflanze im kalten dumpfen Gemäuer; eben so sehr, als sie, einer reinen, freien Luft, eines milden belebenden Lichtstrahls bedarf. Und so weise, so gütig ist die Natur — oder vielmehr ihr unendlicher Urheber, den wir uns gern

unter ihrem Bilde denken, weil er uns ausserdem undenkbar ist — dafs sie zugleich für beide sorgte, Gewifs ward die wohlthätige Anstalt der sich immer erneuernden Jugend des Jahrs, nicht für die Körperwelt allein bestimmt. Alle Kräfte und Würkungen greifen in einander; und der nämliche frische Lebenshauch, der den Körper erquickt, sollte auch in der menschlichen Seele den Rost und die Dürre des Winters verschmelzen; sollte sie wecken zu neuen Gedanken und Gefuhlen, rein wie die Frühlingsluft, und erhaben wie die Ruhe einer hellen Sommernacht. Im belebenden Strahl der Sonne sollten nicht allein Pflanzen und Blumen in ihrer unendlich verschiedenen Nutzlichkeit und Anmuth gedeihen, sondern auch Kraft und Wärme und Liebe, zu allem Guten und Schönen in der sittlichen Welt.

Aber es ist so leicht nicht, als es beim ersten Anblick scheint, sich Sommerstunden des Geistes

zu schaffen. Thorheit und Trägheit fesseln an ein trauriges Einerley; Vorurtheil und Gewohnheit treiben das Rad des Lebens im gebahnten Gleise fort, und die Popanz-Worte Schwärmerey, Empfindsamkeit, u. s. w. scheuchen manche gute Seele vom Gebiet der edelsten Freude zurück.

Wie wenige geniessen der schönen Jahrszeit so, dafs dieser Genufs der Absicht der Natur gemäfs für sie eine Quelle von Erkenntnifs, von dankbarem lebendigem Religionsgefühl, von Zufriedenheit mit ihrem Schicksal, mit Einem Wort, von wahrer Philosophie werden könne. Viele sind durch Pflicht und Beruf an das Stadtleben gefesselt, und verdienen nicht Tadel, sondern Mitleid und Verehrung, wenn sie das Opfer fühlen, welches sie den Verhältnissen zu bringen gezwungen sind. Aber bey weitem die gröfsre Zahl, durch unnatürliche Erziehung verschroben, durch Gewohnheit, Mode und Eitelkeit betäubt, ist blind und fühllos gegen

die Reize der Natur, oder betrachtet sie höchstens als eine Theaterdecoration, werth einige leere Augenblicke zu beschäftigen.

Zwar wird jezt weit mehr als in vergangenen Zeiten zur Verschönerung von Landsitzen und Gärten gethan, und viel von Landleben und Landwirthschaft geschwazt und geschrieben. Doch genau betrachtet, ist dieser herrschend werdende Geschmack auch nur ein Kind des Luxus, verkünstelt, verzärtelt, wandelbar und unwesentlich wie Er. Verlangt gleich die Mode, dafs man in gewissen Monaten des Jahrs die Stadt verlasse und auf geschmückte Landhäuser und Gärten ziehe, oder wenigstens zu bestimmten Tagen und Stunden sich auf öffentlichen Spazierplätzen versammle, so verbietet sie dagegen, es anders als in ihrer Begleitung, unter ihrer strengen Zucht zu thun. Glänzend genug ist für ihre Anhänger das Schauspiel welches sie bey solchen Gelegenheiten giebt; doch für den

Freund der Natur und der Menschen sehr niederschlagend, wenn er bedenkt, welcher Schatz von Erkenntnifs und Vervollkommnung für die Menschheit verloren geht; wenn er nichts sieht, wodurch eine solche Versammlung sich von jeder gewöhnlichen Anstalt der Mode und der kindischen Eitelkeit unterscheide: Nicht den Ausdruck reiner kindlicher Freude, die, sich der näher gefühlten Gegenwart des grofsen, gütigen Vaters bewufst, in dankbarem Entzücken auflodert; nicht den sanften Blick brüderlicher Eintracht im frohen Genusse; nicht das Staunen des forschenden Geistes; nicht die süfse Schwermuth, die Stille des Gemüths, in Betrachtung und Bewunderung verloren. — Nein, auch unter blühenden Bäumen, am Ufer majestätisch rauschender Ströme oder lieblich sich windender Gewässer, mitten unter reizenden und feierlichen Scenen, herrscht die Mode mit ihrem buntgeschmückten, aber doch eisernen Szepter.

Spott und Hohn würde der Antheil der guten Seele seyn, die sich Gefuhlen, wie ich sie eben beschrieb, nur irgend sichtbar überliesse, und ihre Blicke bedeutender auf die reizende vom Abendroth erleuchtete Landschaft, als auf den Putz ihrer Gespielinnen, ihr Ohr aufmerksamer auf die schmelzenden Töne der Nachtigall, als auf das sufse oder spöttelnde Geschwätz um sie her, richten wollte *). O der Mode! wie hat die alberne Tyrannin das Menschengeschlecht verpfuscht! Warum leuchtet doch die Sonne, warum glänzen Mond und Gestirne, warum bluhen die Blumen noch so altväterisch schön, wenn es etwa ganz aus der Mode kommen soll, sich den Gefuhlen zu überlassen, die ihr Anblick einflofst?

*) Und wenn es etwa nöthig scheint, ein gewifses Anch' io son pittore, an den Tag zu bringen, so wird zuweilen ein: Herrlich! allerliebst! entzückend! mit untheilnehmender Mine,

Es wäre abgeschmackt zu verlangen, dafs jeder, der zwischen seinen Gartenbeeten herumwandelt, oder auf Wiesen und Haine blickt, stets in Entzückung schweben, in Dithyramben ausbrechen soll!

Wer ist entfernter von Künsteley und Unnatur, als der, welchen die grofse Meisterin selbst leitet auf ihre wundervolle, nie erforschte Wege, und der bey jedem Schritt an ihrer Hand, bey jedem Blick den sie ihm hinter den grofsen Vorhang ihrer Geheimnisse zu werfen erlaubt, seine Unwissenheit, seine Beschränkung anerkennen, und lebhafter fühlen mufs, dafs, ohne Warheit und Einfalt in ihm selbst, alles Schöne und Grofse, womit ihn die schaffende Allmacht umgiebt, zu einem leeren Gaukelspiel der Sinne, der Eitelkeit, des Selbstbetrugs herabsinkt.

---

mit flüchtiger Unruhe im Blick, mit halbgähnendem Munde ausgerufen.

. Gelernt und erlernt kann freilich der heilsame Gebrauch einer solchen geistigen Sommerkur nicht werden, nicht in System und Theorie gebracht. Innres Aufquillen von Vorstellungen und Gefuhlen eigne Seelenstimmung, Winke welche die Natur selbst giebt, führen dahin. Doch geweckt, belebt, gebildet kann vieles werden. Und das sey des Dichters Bestreben; diese mehr oder minder ausgebreitete Würkung sey ihm Zweck und Belohnung zugleich.

Worte, Sylbenmaafs, Wohlklang, und Schmuck der Bilder, sind's freilich nicht, worin das Wesen des Naturgenusses besteht; sondern nur das edlere, gefälligere Gewand in das der Geist seine höhern Erscheinungen kleidet, um ihnen Gestalt und Reiz zu geben, um sie leichter in den Empfindungskreis andrer Menschen einführen zu können.

Neben der Dichtkunst giebt es noch viele und sehr reiche Quellen der Gemüthsstimmung, von der ich rede; einer Stimmung in welcher die weise-

sten und besten Menschen aller Zeiten den höchsten Werth des Lebens fanden, und sie gern mit Hintansetzung alles äussern Glanzes erkauften. Die Sternkunde; die Naturgeschichte in allen ihren Theilen; die Landschaftsmahlerey; die Landwirthschaft in ihrer edlern Bedeutung; die Gartenkunst, die in ihrer erhöhten, erweiterten Theorie, wenn sie ohne Aefferei und Prunk, mit reinem Geschmak, mit individuellem genialischem Sinn behandelt wird, eine der unschuldigsten und ausdaurendsten Lebensfreuden ausmacht; ein zweckmäfsiges Reisen; das Lesen guter Reisebeschreibungen; lebhafte und helle Darstellungen der schönsten Gegenden und Anlagen, welche durch Erinnerung, Ahndung und Analogie, selbst einen beschränkten, reizlosen Aufenthalt interessant machen können; und dann die Geselligkeit die nirgends so rein, so nützlich genossen wird, als wenn Freiheit und Friede der Natur jede gehässige Regung, jede drückende Anmaafsung ent-

fernen! Wie viel Stoff für ein fühlendes Herz, für einen denkenden Geist, der Ruhe, der Thätigkeit und des Genusses theilhaftig zu werden, die er rund um sich her auf die ganze Schöpfung ausgegossen sieht! Alles dieses rechne ich zum ächten Gebrauch der Sommerstunden; und gewifs würde ich eine jede dieser Beschäftigungen dringender anrathen, als Versemacherey! Jeder Jüngling zu Geschäften oder Wissenschaften bestimmt, jedes gute einfache Mädchen, können ihre Zeit nützlicher anwenden, als wenn sie sich peinigen, um einige gereimte oder ungereimte Ausrufungen zum Lobe einer Nachtigal, eines murmelnden Baches u. s. w. hervorzubringen. Schöner, sagt Kosegarten:

Schöner ist als Klopstocks schönste Ode
Eine That der reinen Menschlichkeit;
Süfser als Gefühl für Harf' und Leyer
Ist Gefühl für Menschen-Wohl und Schmerz;
Und ein Herz, durchglüht von Dichterfeuer
Ist nicht edler als ein gutes Herz.

Ja, es wäre sogar recht viel zu sagen von dem Mißbrauch der Dichtkunst, und von den Gefahren welche für den Leser, aber noch weit mehr für den Dichter selbst, mit dieser Stimmung verknüpft sind. Ich behalte mir vor bey einer andern Gelegenheit meine Meinung hierüber zu äussern, und berühre es nur im Vorübergehn, um derjenigen Gattung von Menschen, die nur einmahl die Morgenröthe oder den Mond, die Sympathie oder die Unschuld, in einem Gedichte finden dürfen, um gleich Nothschüsse gegen die schreckliche Gefahr der Empfindsamkeit zu thun — ein Anathem über mich zu ersparen. Aber auch ohne der Dichtkunst eine Lobrede halten zu wollen — welches nur durch Meisterstücke geschehen kann, die, als Denkmähler ihres Einflusses auf das Herz der Menschen, der Zeit, der Vergänglichkeit, ja selbst der Barbarei trotzen dürfen — will ich nur aufmerksam darauf machen, wie viel sie zur Beförderung der edlen Naturfreuden,

von denen ich sprach, schon gewürkt hat, seit sie in dem einst so rauhen Deutschland eine psychologische Richtung, einen Wohllaut erhalten, und sich bis in die Mittelklassen eingesungen hat.

Wie manches junge Geschöpf, das vielleicht in ewig kalter Dumpfheit Himmel und Erde und die Menschen um sich her angestaunt haben wurde, hat durch Gellerts, Höltys, Jacobis und Stollbergs Lieder Sinn erhalten für Anmuth des Lebens, edlere Liebe, und sittliche Grazie. Pfeffels schönes Gedicht an Phöbe, Kosegartens Lied an Hypolite, haben wohl selbst das leichtsinnigste flüchtigste Mädchen, auf Augenblicke wenigstens ergriffen — und welche Gewalt hat oft nicht ein Augenblick besonders in jenem Alter der Empfänglichkeit! — haben sie genöthigt über sich selbst, über ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit den aufgestellten Vorbildern nachzudenken. Wie viele Jünglinge mögen nicht, ohne sich dessen

selbst bewufst zu seyn, durch ein schauderhaftes Gemählde des Lasters, durch ein reizendes Bild sittlicher Güte das ihnen im dichterischen Schmuck unvermuthet erschien, von der schon betretenen, oder doch mächtig lockenden Bahn des Verderbens abgeleitet worden seyn.

In diesem Geiste geschrieben, mit äusserster Behutsamkeit und richtiger Menschenkenntnifs behandelt, scheint mir diejenige Dichtungsart die man Roman nennt, und die bald ausschweifend geliebt, bald übertrieben verdammt wird, nicht allein nüzlich sondern beinah unentbehrlich. Einer gewifsen sehr grofsen Klafse von Lesern kann man nur auf dem Wege der angenehmen Unterhaltung beikommen, um ihnen Schönheitsideen zu geben und Begriffe von feinerer Moralität, von einer gewissen Grofsheit des Herzens, welche durch die mehrsten Verhältnifse des Lebens eher getödtet als erweckt werden.

Aber nützlicher, eingreifender, dem Mifsverstand minder ausgesezt ist die eigentliche reine Poesie, weil sie sich vom Gewöhnlichen, von allem was Vorurtheil und angenommene Meinung heifst, entfernen darf; weil ihr Wendungen, Ausdrücke und Bilder zu Gebote stehn, die durch Kühnheit und Neuheit die Gemüther erschüttern und lenken; weil die Begeisterung die aus ihr spricht, dem Verstande nicht gestattet mit Zweifeln, Einwürfen, Spöttereien u. d. gl. sich schnell genug zu rüsten, um ihre Würkungen auf Sinn und Gefühl zu verhindern.

Mancher der unter der Herrschaft der Mode und des Welttons steht, würde sich schämen im prosaischen Ausdruck des Umgangs, Regungen des Religionsgefühls, der Vaterlands- und Menschenliebe, der feinern Zärtlichkeit, der Grosmuth und des Wahrheitsinns blicken zu lassen, die er doch mit freudiger Rührung aufnimmt, und sich ihnen gern überläfst, wenn der Gesang des Dichters sie in seinem Innern erweckt.

Millionen Menschen sehen den gestirnten Himmel über sich, und ahnden auch nicht das leiseste von den Gedanken und Empfindungen desjenigen, dem der Dichter alle Schauer der Bewunderung, des staunenden Entzückens, der Anbetung und Ahndung in die Seele goſs, da er ihn ausrufen lehrte:

Seid mir, ihr Tausendmahltausend der Nacht theilnehmend gegrüfset!
Sirius, du! als wärst du der Erstgebohrne der Schöpfung,
Gottes geliebterer Sitz, so strahlst du! Friedlich dort oben
Leuchtet ihr, Zwillinge, neben einander, ihr Siebengestirne!
Aber vor allen lieb' ich doch euch, ihr Sonnen Orions!
Werd' ich, wenn einst zu Staub die sterbliche Hülle mir sinket,
Und der freiere Geist zu euren Gefilden sich aufschwingt,
Dann auf einer von euch mein neues Leben beginnen?
— — — — — — — — — —
Gott! was ist an Dich der Gedanke dem Forscher geworden,
Seit die Wolken nicht mehr, nicht mehr der Mond und die Sterne
Seine Blicke beschränken — — — — —
Seit er mit Zittern zuerst den kühnsten aller Gedanken
Wagt' und über die Grenzen der lezten Sonnen emporflog,
Neue Welten da fand, von allen Seiten unendlich! — —
Wen in ernsten Nächten die Wahrheit zum Seher geweiht hat

Sieh! dem Glücklichen scheinet nun alles, im Himmel, auf Erden,
Alles in neuer und schön'rer Gestalt, in hellerem Lichte! — —

Und auch unsrer Erde flüchtige Blumenfreuden, wie viele von ihnen würden ungenossen, ungepflückt verwelken, wenn nicht der Gesang des Dichters zu den Pfaden hinlockte wo sie bluhn? Alle Haine, alle Fluren hatte die freundliche Poesie der Alten mit wohlthätigen Wesen belebt, warum sollten wir einsam und klanglos wie in einer todten Wüste wandeln, da es nur von uns abhangt, aus unserm Gefühl, unsrer Phantasie, unserm Schönheitssinn, Leben und Genufs in alles was wir sehen und thun überzutragen?

Man versuche es, wie viel das Lesen schöner Gedichte in wohlgewählten Augenblicken und Situationen würken kann? Man versuche z. B. Kleists Frühling in einem blühenden Garten, Stolbergs Hymne an die Erde bey irgend einer grofsen Aussicht, Matthisons Elegie in den Ruinen eines Bergschlosses bei einer unsrer verfallenen Burgen, einer nur irgend gebildeten Gesellschaft vorzulesen; wie sich kaltes, steifes Beysamenseyn in freundliche Theilnehmung, Langeweile in Genufs, und Stunden

in Minuten verwandeln; wie sich die Blicke öffnen, die Stirnen erheitern, und ein Hauch der Liebe und Güte alles zu umwehen scheint.

Und — es sey mir erlaubt mit einem allgemein auffallenden Beyspiel zu endigen — welcher Mensch, wenn er nur irgend Dichtersprache versteht, wird nicht mit einer leichtern Wallung des Bluts, mit einem Eifer zum Guten, mit einem Frohblick auf sein Daseyn und auf die Welt um ihn her, seinen Tag anfangen, wenn ihm, beym Erwachen an einem heitern Morgen, die schönen Worte in die Seele tönen:

Wer, in dem Bruderarm gesunden Schlafs erquicket,
Sein Lager im Gefühl der Auferstehung flieht,
Beym ersten Sonnenstrahl der durch die Nebel blicket
Sein Morgenopfer brennen sieht,
Den lohnt Begeisterung; sein helles Auge strebet
Dem Unsichtbaren nach; sein reines Herz versteht
Der Ahndung Hochgefühl die seinen Busen hebet,
Und jeder Blick wird ein Gebet.
Entschlufs gerecht zu seyn, Muth zu der Freundschaft Thaten,
Veredeltes Gefühl der Lieb', entstehen nur
Der Dunkelheit des Hains, dem Wellenschlag der Saaten,
Und deinem Säuseln, o Natur!

Innhalt.

	Seite.
Antwort auf eine Warnung vor den Gefahren der Schriftstellerei.	3.
An meinen Genius.	15.
An Herder. Nach seiner Zurückkunft aus Italien.	24.
Die Gaben der Grazien.	31.
Bei einer Wasserfahrt.	40.
Berglied.	45.
An meine Tochter. Als ich sie, da sie vier Wochen alt war, zum erstenmal in den Garten trug.	54.
Gesungen bei der Einweihung eines Gartenhauses. Das zur Aufschrift hat: Serenity.	60.

Abendlied eines Kranken. 66.

An die Erde. 70.

An einem späten Herbsttage. 70.

Tells Capelle am Vierwaldstädter - See. 77.

Die Peters - Insel im Bieler - See. 88.

Der erste Tempel. 101.

Anhang. 149.

Errata.

Seite.		Zeile.	
4.	—	1.	andre. Seite 15. Zeile 13. lebende.
18.	—	8.	glatte. S 23. Z. 4. leichtverschleiert.
28.	—	1.	Frühlingsbildern.
49.	—	5.	der Sinne. S. 54. Z. 9. Blick' auf.
55.	—	4.	Mücken. S. 64. Z. 13 edle That.
64.	—	14.	Worte. S. 66. Z. 11. das Comma weg.
76.	—	3.	5 und 7. ihren Busen.
89.	—	19.	Fluthen.
99.	—	7.	heil'ger Schatten, schwebest.
116.	—	10.	11. Ueber einer weitausgedehnten schimmernden Fläche.
117.	—	6.	in alle Schattierungen.
119.	—	9.	sollte den immer gleichen Lauf, ohne Comma.
—	—	11.	an ihre Stelle.
133.	—	1.	zum Lobgesang.
138.	—	14.	Knospen sahn wieder aufgeblüht.
140.	—	14.	fröhlich.
146.	—	10	kraft durch Uebung.
152.	—	6.	be weg. S. 154. Z. 7. auf welche.
156.	—	16.	sezte. S. 157 Z. 13. in seine.
159.	—	3.	allgemeine Mutter.
—	—	13	wann. S. 160 Z. 10. kamst du.
164.	—	6.	Funke. S. 166. Z. 4. um dem.
—	—	5.	und ihn zu verstehn.
177.	—	9.	unreife.
180.	—	9.	Erze.
181.	—	9.	undeutliche, verwirrte Töne.
186.	—	18.	ewigwarnende.
189.	—	17.	Imperativ.